Michaelis

Die Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung

vom Standpunkte der Stolzeschen Stenographie

beleuchtet,

mit besonderer Rücksicht auf

Grimms Vorrede zum deutschen Wörterbuche

und

Weinholds deutsche Rechtschreibung,

nebst

Proben aus der deutschen Literatur

in vereinfachter Rechtschreibung,

von

Dr. G. Michaelis,

Lector der Stenographie an der Königl. Friedrich Wilhelms Universität
und Stenograph bei der Preußischen Zweiten Kammer.

Berlin,

Verlag von Franz Duncker.

(W. Besser's Verlagshandlung.)

1854.

Die gliderung ist gerade das wesen der sprache; es ist nichts in ir, das nicht teil und ganzes sein könnte, die wirkung ires beständigen geschäfts beruht auf der leichtigkeit, genauigkeit und übereinstimmung irer trennungen uud zusammensetzungen. Der begriff der gliderung ist ire logische function, so wie die des denkens selbst.

Wilhelm von Humboldt.

Es ist ein überaus verdienstliches unternemen, die wichtige kunst der stenographie (zeit ist ein capital, das mit der völkercultur an wert anwächst) nicht bloß zu verbreiten, sondern in ire elemente philosophisch zu zerglidern.

Alexander von Humboldt.

Von jedem schüler sollte man verlangen dürfen, dass er bei seinem abgange vom gymnasio in der einzigen mechanischen fertigkeit, die dem gelerten unentberlich ist, gründlich ausgebildet sei. Nur dadurch würde zu erreichen sein, dass alle gelerte geläufig und deutlich schriben und die klagen über unleserliche handschriften gänzlich aufhörten. Was insbesondere die stenographie betrifft: so ist zu wünschen, dass sie den gelerten und den vil beschäftigten statsmännern ein erleichterungsmittel irer beschwerlichen arbeiten werde. Einen großen teil ires lebens müssen sie in einer der gesundheit wenig zuträglichen stellung am schreibtische zubringen; sollte man also nicht darauf bedacht sein, den mechanischen teil irer arbeit abzukürzen? Dis wird, so hoffe ich, bald geschehen, und dann ist die stenographie, obgleich, wie die schreibkunst überhaupt, nur eine dienerin der wissenschaft, doch nicht one wichtigkeit für dise und den stat. Sie wird den jünglingen den eintritt in das heiligtum der wissenschaft und die vorbereitung zum statsdienst erleichtern; dem gründlichen gelerten, dem verdienten statsmanne manche stunde der erholung verschaffen, und hierdurch dazu beitragen, beide kräftig und heiter, der wissenschaft und dem vaterlande zu erhalten.

Wilhelm Stolze.

Einleitung.

Anregung zu vereinfachungen der schriftlichen darstellung unserer muttersprache wird vornämlich von drei verschidenen seiten her gegeben: erstens durch das bedürfnis eines möglichst einfachen und folgerichtigen elementarunterrichtes, mit dem unsere heutige rechtschreibung in merfacher beziehung in einem beklagenswerten widerspruche steht; zweitens durch das studium und die bearbeitung der wissenschaftlichen und historischen grammatik und der ältern deutschen literatur, die auf eine frühere einfachere und folgerichtigere schreibung hinweisen; und drittens durch das bedürfnis der zeitersparnis beim schreiben. Das letzte ist zwar für die gewönliche schrift an sich ein untergeordnetes, hat aber zu einer eigentümlichen stufe der entwicklung der schrift gefürt, nämlich zur stenographie, deren wissenschaftliche und culturhistorische bedeutung allmählich anfängt von den hervorragendsten geistern unserer zeit erkannt und gewürdigt zu werden, und die, nachdem sie die mannigfaltigsten proben irer praktischen brauchbarkeit und ires wissenschaftlichen wertes abgelegt, auch auf andere unterrichtsgegenstände, namentlich auf den sprachunterricht und auf die grundsätze der rechtschreibung, unaufhaltsam einzuwirken angefangen hat.

Unter den vilen stimmen, welche sich in neuster zeit für die vereinfachung unserer rechtschreibung erhoben haben, will ich hier nur einige anfüren, welche außer den bekannten größeren grammatischen werken in dem folgenden besonders berücksichtigt werden mussten:

1) Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache, vorgelesen von Jacob Grimm in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 21. October 1847.

2) Der Vocal in den Wurzeln deutscher Wörter, beleuchtet von Eduard Olawski, Professor am k. Gymnasium zu Lissa. Trzemeßno 1849.,

ein werk, welches die leren der Grimmschen grammatik ins gymnasium einzufüren sucht, und besonders nach einer verbesserung der vocalbezeichnung zum nutzen der gequälten jugend und der deutsch lernenden ausländer strebt.

3) Deutsche Rechtschreibung, Aussprache und Sprachgebrauch von F. H. von der Hagen. Gelesen in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 6. Mai 1852. Im Auszuge mitgeteilt in der Zeitschrift für Stenographie, II. Jarg. 3. Heft. 1854.

4) Ueber deutsche Rechtschreibung von Karl Weinhold (Prof. in Gräz). Besonders abgedruckt aus der Zeitschrift für die österr. Gymnasien. 1852. Heft II. Wien. Verlag von Carl Gerold und Sohn. 1852.

5) Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Vorrede. 1854.

Es entsteht zunächst die frage, ob es überhaupt jetzt an der zeit sei, mit einer veränderung unserer rechtschreibung hervorzutreten, und falls die frage bejaht werden mufs, wird es besonders darauf ankommen, die von den verschidenen seiten her sich kund gebenden bedürfnisse und bestrebungen in ein richtiges verhältnis zu einander zu setzen, und inen ein gemeinsames zil anzuweisen.

In bezug auf die vorangestellte frage ist vor allem dasjenige zu beachten, was Jacob Grimm darüber teils in den schriften der Akademie, teils in der vorrede zum deutschen wörterbuche sagt.

„Es bleibt übrig — heißt es: Ueber das Pedantische &c. p. 19 — einen gegenstand zu berüren, vor dem mir bangt, ich meine die art und weise wie wir unsere sprache mit buchstaben schreiben. Dis köstliche mittel das fliegende wort zu fassen, zu verbreiten und im dauer zu sichern, mufs allen völkern eine der

wichtigsten angelegenheiten sein, und die freude, welche eine vollkommne schrift gewärt, trägt wesentlich bei dazu, den stolz auf die heimische sprache zu erhöhen und ire ausbildung zu fördern. Vor mer als 800 jaren, zu Notkers zeiten in Sanct Gallen, war es besser um die deutsche schreibung bestellt, und auf das genaue bezeichnen unserer laute wurde damals große sorgfalt gewendet; noch von der schrift des 12ten und 13ten jh. lässt sich rümliches melden, erst seit dem 14ten begann sie zu verwildern. Mich schmerzt es tief gefunden zu haben, dass kein volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine sprache so barbarisch schreibt wie das deutsche, und wem es villeicht gelänge den eindruck zu schwächen, den meine vorausgehenden bemerkungen hinterlassen haben, das müsste er dennoch einräumen, dass unsre schreibung von irer pedanterei gar nicht sich erholen könne. — Dis alles rede ich in einer deutschen akademie und würde es ir ans herz legen, wenn der rechte augenblick dazu jetzt schon gekommen schine."

In der vorrede zum wörterbuche heißt es dann sp. VIII und IX: „Ich wollte auch den wust und unflat unserer schimpflichen die glidmaßen der sprache ungefüg verhüllenden und entstellenden schreibweise ausfegen, ja dass ich dafür den rechten augenblick gekommen wänte, war einer der hauptgründe mich zur übername des wörterbuchs zu bestimmen, dessen ganze ordnung fast an jeder stelle durch das beibehalten der unter uns hergebrachten orthographie sichtbar gestört und getrübt werden musste. Es ist nichts kleines, sondern etwas großes und in vilen dingen nützes seine sprache richtig zu schreiben; das deutsche volk hängt aber so zäh und unberaten an dem verhärteten und schlimmen misbrauch, dass es eher lebendige und wirksame rechte, als von seinen untaugenden buchstaben das geringste faren ließe. Unmittelbar mit dem ersten eindruck, den ein neu auftretendes wörterbuch hervorzubringen im stande wäre, mit dem einfluss, den es allmählich üben könnte, schin es am schicklichsten zugleich die längst reife neuerung, vilmer zurückfürung der schreibweise auf ire alte einfachheit zu verbinden; in der bewegung der zeit selbst

hätte dise abker und wendung von dem bloßen schlendrian der letzten, nicht der früheren jarhunderte minderes aufsehen erregt und sich unvermerkt den beifall oder die gewönung der menge gewonnen. Als aber sonst überall in die jüngst verlassenen gleise zurückgeschoben wurde, leuchtete ein dass es nun unmöglich gewesen wäre hier in die ältesten wider einzulenken; was geschehen konnte, war nur eine teilweise zu versuchende abhülfe und linderung des hervorstechendsten übels."

Ferner sp. LV: „Einzelnen älteren schriftstellern, die den schreibgebrauch zu meistern unternamen, wie Melissus, Weckherlin, Ph. von Zesen, darf man nur geringe, darum unwirksame sachkunde zutrauen, wiewol sie es an einigen guten vorschlägen nicht felen ließen; auch die neueren, in vilen stücken vollkommen berechtigt, Klopstock, Voss, Schlözer scheiterten um derselben ursache willen, Voss unter inen der mäßigste richtete das meiste aus. Einiges rechte, wie die entfernung des y aus dem diphthong ei, drang endlich, allem dawider erhobenen einspruch zum trotz, allgemein durch. Eine gänzliche umwälzung, wobei, freilich mit notwendigen ausnamen, wider der mittelhochdeutschen schreibweise zugelenkt werden müsste, scheint erst dann gelingen zu können, wenn ir unter grammatischer begründung in empfänglicher zeit durch ein wörterbuch vollständig der weg gebrochen sein wird. Das gegenwärtige darf bloß anspruch darauf machen, in hin und wider anzubanen und die änderung vorzubereiten."

Endlich sp. LVIII: „Aller diser anfangs beabsichtigten, künftig einmal unerlässlichen reinigungen unseres vocalismus habe ich aus den oben angezeigten gründen mich jetzt noch entschlagen, doch ist vorläufig schon in klammer die gebesserte schreibung beigefügt worden, natürlich nur im stamm, von dem man sie leicht auf ableitungen und zusammensetzungen erstrecken wird."

Hiernach könnte es scheinen, als ob die veränderungen unserer rechtschreibung, welche von der historischen sprachwissenschaft aus verlangt würden, so bedeutend wären, dass man sie als eine gänzliche umwälzung unserer jetzigen schreibweise betrachten müsste, und dass, wenn sich selbst die Grimms bei dem groß-

artigsten unternemen, welches wesentlich und ursprünglich mit auf eine solche reform berechnet war, dennoch von hindernissen und schwirigkeiten zurückschrecken ließen, das als richtig und längst reif und als künftig einmal unerlässlich erkannte mit aller entschidenheit durchzufüren, es niemand wagen sollte, mit villeicht vorwitziger eile und in plumper weise dazwischen hineinzufaren, dass man vilmer zu befürchten habe, man werde das übel, statt im abzuhelfen, nur noch vergrößern. Allein, wenn auch unsere jetzige rechtschreibung manche mängel und gebrechen hat, welche beseitigt werden müssen, so steht sie doch im ganzen auf guter und gesunder basis, und ich hoffe, das nachfolgende wird die überzeugung gewären, dass es indertat nur leiser und schonender änderungen, keineswegs aber einer wirklichen umwälzung bedürfe.

Dass aber eine solche möglichst schonende reform wirklich eine durchaus zeitgemäße sei, dafür spricht vor allem der gegenwärtige standpunkt der deutschen sprachwissenschaft. Namentlich ist es die „deutsche Grammatik“, bei der es überfluss ist, den namen des verfassers zu nennen, welche dise reform so vorbereitet hat, dass es — wie es mir wenigstens scheint — fast nur noch des aussprechens des durch sie gegebenen und der verständigung über die in einzelnen punkten inne zu haltenden grenzen bedarf, um das ersente zil zu erreichen. Zweitens spricht aber dafür auch besonders der standpunkt, welchen die stenographie in irer neusten entwicklungsstufe einnimmt, und der einfluss, den sie auf die wissenschaft überhaupt auszuüben angefangen hat. Die Stolzesche stenographie hat die wichtigsten von der sprachwissenschaft geforderten vereinfachungen der rechtschreibung bereits mit dem glücklichsten erfolge durchgefürt und die großartigen ergebnisse der neuren sprachforschung auf eine eigentümliche und höchst scharfsinnige weise zum zwecke einer möglichst einfachen, naturgemäßen und folgerichtigen schriftlichen darstellung unserer muttersprache verarbeitet. Indem der erfinder bei der aufstellung seines systems von der überzeugung durchdrungen war, dass, wenn die verbreitung der stenographie und ire benutzung statt der currentschrift sich weithin erstreckt haben werde, ire rechtschreibung auch nicht

one einfluſs auf die der gewönlichen schrift bleiben könne, daſs namentlich diejenigen, welche sich in der stenographie an eine verbesserte rechtschreibung gewönt haben, auch in der andern schrift leicht dazu übergehen werden: hat er von vorn herein auf eine rationelle behandlung derselben bedacht genommen. Er hat sich, soweit der speciell zu verfolgende hauptzweck es zuließ, der gewönlichen orthographie angeschlossen, dabei jedoch diejenigen reformen vorgenommen, welche die sprachforscher schon längst als wünschenswert bezeichnet haben. Sein werk ist daher auch am meisten geeignet, uns die zuversicht zu dem gelingen einer besonnenen reform zu geben, und es muſs gewiſs als eine besonders glückliche fügung erkannt werden, daſs bei einem so wichtigen fortschritte der sprachwissenschaft ein, wenn auch noch nicht überall gekannter und anerkannter, doch mit jedem tage tiefer wurzelnder und unaufhaltsam in die höhe wachsender bundesgenosse zur seite steht.

Bedenken wir dazu endlich, wie groß das bedürfnis des elementarunterrichtes nach einer verbesserung der rechtschreibung ist, was freilich manchem nicht zum bewusstsein kommt, weil er überhaupt nicht darüber nachdenkt, mancher andere sich selbst nicht zu gestehen, vil weniger öffentlich auszusprechen wagt, was aber niemand besser einsiht, als wer selbst kinder auf eine rationelle weise zu unterrichten versucht, und erwägen wir dazu, daſs jedes übel um so schwerer auszurotten ist, je länger es bestanden hat: so können wir uns der überzeugung nicht entschlagen, daſs es indertat an der zeit ist, mit aller entschidenheit aufzutreten, und die eben citirten werke sind uns laut manende zeugen und zeichen dessen was not tut.

Von wem soll nun aber eine solche reform ausgehen? Unmittelbar vom elementarunterrichte aus werden wol gerade auf disem gebiete umsoweniger die vorschläge gemacht werden können, als dabei der gesichtskreis leicht ein zu beengter, und ein schädlicher einfluſs dialectischer zersplitterung kaum zu vermeiden sein würde. Dagegen muſs es unzweifelhaft als eine hauptaufgabe der wissenschaftlichen bearbeitung der sprachlere und zugleich als

eine gewifs nicht von der hand zu weisende aufgabe des wissenschaftlichen systems der stenographie erkannt werden, unter besonderer berücksichtigung der bedürfnisse des elementarunterrichtes auf eine zweckmäßige verbesserung unserer rechtschreibung hinzuarbeiten. Mit dem freudigsten danke mufs daher auch jeder schritt zur abhülfe, welcher von den heroen der wissenschaft geschiht, anerkannt werden, und wenn wir auch dringend ein entschideneres vorgehen in dem „deutschen Wörterbuche“ gewünscht hätten, so soll und kann uns das die freude an dem, was das große nationalwerk bietet, auf keine weise verkümmern. Ich ere die motive, welche zu den beschränkungen anlafs gegeben haben; es sind mir aber gerade die obigen stellen ein sporn dazu gewesen, dem zile, welches mir in diser beziehung schon bei der gründung der „Zeitschrift für Stenographie“ vor augen schwebte, welches mir aber damals noch etwas ferner zu ligen schin, um so entschidener zuzustreben. Dis veranlasst mich nun auch, dasjenige, was ich unter der überschrift: „Bemerkungen zur deutschen Rechtschreibung“ einem teile der oben erwähnten akademischen abhandlung des Herrn Prof. von der Hagen als einen kleinen anhang in meiner zeitschrift beigab, bei dessen druck die vorrede des deutschen wörterbuches leider noch nicht erschinen, und mir auch die sehr wichtige schrift Weinholds noch nicht bekannt geworden war, noch einmal zu durchdenken und mit denjenigen erläuterungen und zusätzen, welche sich auf diese beiden werke beziehen, versehen, einem weiteren kreise von lesern mitzuteilen.

Es kam dabei, wie es mir scheint, besonders darauf an, den ansprüchen der historischen entwicklung und des phonetischen grundprincips unserer schrift, welche sich wenigstens in einigen punkten widerstreiten, mit einem gewissen takte die richtige grenze anzuweisen und dise mit klarheit hinzustellen. Ob mir dis gelungen ist, stelle ich der beurteilung der sprachforscher und pädagogen anheim. Dabei darf aber niemals aus den augen gelassen werden, dafs die lautgetreue darstellung den alleinigen ausgangspunkt der lautschrift bildet und dafs auch für alle sprachhistorischen und etymologischen untersuchungen erst durch diese über-

haupt ein sicheres fundament möglich geworden ist. Abweichungen von derselben haben iren grund meist in dem conflicte verschidener dialecte und müssen aufhören mit dem vollständigen sige eines dialectes. Dass unsere s. g. neuhochdeutsche schriftsprache bis zu disem punkte gekommen ist, kann wol nicht zweifelhaft sein. Ebenso verhält es sich jetzt in England, und es ist daher dort das streben endlich wider zu einer lautgetreuen schrift zu gelangen in neuster zeit mit einer mächtigkeit hervorgetreten, die den welcher die inneren ursachen diser erscheinung nicht zu übersehen vermag, in erstaunen setzen muss.

Ehe ich nun in die specielle betrachtung des gegenstandes selbst eingehe, wird es für diejenigen leser, welche nicht mit dem Stolzeschen lergebäude bekannt und an dessen terminologie gewönt sind, zum verständnis des folgenden zweckmäßig sein, hier ein für allemal zu bemerken, dass ich, wo ich von anlaut, inlaut, auslaut spreche, dise benennungen immer nur auf die sprachsilbe (nicht sprechsilbe), und vorzugsweise auf die stammsilbe beziehe, so dass z. b. in dem worte schreiben = schreib-en, schreib als stammsilbe und in diser s c h r als consonantischer anlaut, ei als inlaut, b als consonantischer auslaut betrachtet wird, woraus sich von selbst ergibt, dass von inlautenden consonanten niemals die rede sein kann. Nur bei den anfürungen aus Grimm und Weinhold wird man den Grimmschen sprachgebrauch vor augen haben müssen, wonach b in dem genannten worte als consonantischer inlaut auftritt. Der consonantische auslaut heißt r e i n, wenn er nicht mit einem flexionslaute verbunden ist, g e m i s c h t dagegen, wenn er mit einem flexionslaute, namentlich s, t oder st, verbunden ist.

Vocale und h.

Der wichtigste und bedeutendste und von allen seiten her gleich dringend geforderte schritt zum reineren und vollkommeneren ist jedenfalls das aufgeben der denungszeichen. In der mittelhochdeutschen schrift wird der einfache consonantische auslaut nach kurzem (geschärften) vocal am ende in der regel nicht verdoppelt, die verdoppelung tritt jedoch vor einer hinzukommenden vocalisch anlautenden endung ein, z. b. kan, kunnen, snel, sneller. Dis ist im allgemeinen noch jetzt der gebrauch verwandter sprachen, so des englischen, z. b. beg, begging, des dänischen, z. b. smuk, det smukke barn, des holländischen, z. b. kat, katten. Seit dem 14ten jarh. aber wird mit dem übergange viler stammkürzen in längen im deutschen von disem grundsatze abgegangen, und der einfache consonant auch am schlusse verdoppelt; anfangs finden sich besonders ff, ck, tz, dann auch ll, nn, mm, rr, tt u. s. w. ein, und es wird jetzt nach kurzem vocal, wenigstens in allen begriffswörtern, deren schreibung allein die norm abgeben kann, der einfache consonantische auslaut (mit ausname von ß, ch und sch, über welche bei den consonanten ausfürlich gesprochen werden wird), zur andeutung der schärfung des vocals, verdoppelt. Da nun ferner mit ser wenigen ausnamen (meist consonantischen ableitungen), wie

art, bart, fart, zart, harz, wert, schwert, herd, herde, erde, geberde, beschwerde, geburt, wust, trost, mond, ostern,

und einigen, bei denen ein denungszeichen die länge des vocals andeutet, wie

ahnden, lootse (dän. lods von lode, lede, füren, wol nicht von lot, senkblei, engl. loadsman von to load),

dem merfachen consonantischen auslaute des stammes (der nicht mit

der wurzel zu verwechseln ist) ein geschärfter kurzer vocal vorangeht, so versteht sich die denung (länge) des vocals vor einem einfachen consonantischen auslaute von selbst. Wie wir z. b.

qual, kam, klar, schwan, graf, schwer, steg, weg, igel, tod, lob, gut, brut, flur, spur

nur mit langem vocale lesen, so genügt auch:

jar, lam, wan, lem, mel, bine, spil, or, lon, son, hun, rum u. s. w.

wogegen in: lamm, sann, fell, herr, schiff, kinn, zoll, gott, dumm, stumm u. s. w. die gemination des auslautenden consonanten, in kalk, wand, herz, hold, schild, schrift, wort, kost, durst u. s. w. die merfache consonanz im reinen auslaute die schärfung des vocals bestimmt andeutet.

In der anerkennung dises einfachen grundsatzes stimmen alle neueren grammatiker überein, nur in der durchfürung schwankt man, zur vollen geltung hat in nur die Stolzesche stenographie gebracht. Grimm sagt in der deutschen Grammatik (3. Aufl. T. I, s. 217) in bezug auf die nhd. rechtschreibung: „Bequemer s c h i n e die lästige verdoppelung und das schleppende h zu tilgen und den vocal überall mit dem einfachen buchstab auszudrücken; die gedente aussprache verstände sich von selbst da, wo doppelte consonanz ein verharren der waren kürze nicht anzeigt.“ In der vorrede zum wörterbuche sp. LVIII. ist die sprache vil bestimmter: „Weit besser getan i s t es, die erste weise zur allgemein gültigen erhebend, den gedenten laut überall unbezeichnet, und jede verdoppelung oder einschaltung von e und h faren zu lassen, wodurch zugleich reinere aussprache des organischen ie (in dienen, lieben, gießen) und der organischen spirans für alle inlaute, wie sehen, zehen, ziehen, fliehen, fahen, äher oder ähre, zähre u. s. w. gewonnen würde.“

Weinhold sagt s. 9 in änlichem sinne: „Neben w a h r, w a a r e schreiben wir w a r one ein denzeichen und geben im doch denselben laut; gemeiniglich wird n a h m geschriben und k a m unbedenklich daneben gestellt, k r o n e und l o h n e, w i r und i h r und andere folgewidrigkeiten gehäuft, alles zum beweise dass für auge

und or die denzeichen gleichgiltig sind und dass nur die pedanterei daran hängt. Die überzeugung davon wird täglich allgemeiner und gewichtige stimmen haben sich schon entschiden genug für die vereinfachung ausgesprochen. Die schule könnte mit der einfürung derselben beginnen."

Betrachten wir unsere gegenwärtigen denungszeichen genauer, so zerfallen sie in drei klassen:

1) verdoppelung des vocals: aa, ee, oo,
2) einschiebung eines e nach dem vocal: ie,
3) einschiebung eines h nach dem vocal: ah, eh, ih, oh, uh, ieh.

Die bezeichnung der denung (länge) des vocals durch die verdoppelung desselben ist an sich die natürlichste, da es ser nahe ligt den gedenten vocal als die verdoppelung des kurzen geschärften zu betrachten. Daher sagt Grimm in der deutschen Grammatik 3. Aufl. T. I, s. 34: „Unter der benennung langer vocale sind sowol die in einen laut verbundenen, als die diphthongischen zu verstehn; beiden gebürt jedoch dieselbe nämlich doppelte quantität. Die einfache länge kann aus zwei gleichartigen kürzen entsprungen, oder aus zwei verschidenen zusammengedrängt sein; der diphthong setzt zwei verschidenartige voraus; beide greifen in einander über."

Ueber die geschichte der verdoppelung der vocale sagt uns Weinhold s. 4: „Die älteste weise, die denung des vocals zu bezeichnen ist die verdoppelung des stimmlauts, die schon in den handschriften des 7ten bis 9ten jarh. erscheint, jedoch eben so wenig durchgreifend angewandt wie heute, indem dieselben schreiber die länge auch unbezeichnet lassen. — Von dem 9ten bis 14ten jarh. scheint dise bezeichnung der länge außer gebrauch gewesen zu sein; seitdem kommen ee und ii wider vor. Im 16ten jarh. finden wir aa und ee schon in alten kürzen, z. B. saal, Joh. Claji grammat. germ. linguae 1578; beeten, bei Geiler von Keisersberg; weeren, Huberinus von Zorn und Güte Gottes. Augsb. 1532; meer (mare), Luthers bibelübersetzung von 1545, genes. 1, 26; heer (exercitus), genes. 2, 1; neeren, genes. 3, 17; beeren (ursi), Jes. 11, 7; beer (baccae), Jes.

17, 6; — ii ist im 14ten und 15ten jarh. nicht selten anzutreffen, erhielt aber an y einen nebenbuler, wozu die schreibung ij beitrug. — Heute sind aa, ee und oo im gebrauch zumteil in alten längen, zumteil in silben die erst später gedent wurden. Eine durchfürung dieser denungsart ist nicht zu erwarten, und zum beweise wie wenig fest sie ist, kann der umstand dienen daſs bei eintretendem umlaute des verdoppelten vocals nur das einfache zeichen gebraucht wird: saal, säle; haar, härchen."

Da sich bei uns, wie schon erwähnt ist, und wie bei den consonanten noch ausfürlicher besprochen werden wird, eine andere art die schärfung des vocals von der denung zu unterscheiden entwickelt hat, so können wir die gemination des vocals ganz entberen. Ich schreibe daher an deren stelle immer nur den einfachen vocal: har, al, mos, sele, schne u. s. w.

Das zweite mittel die denung eines vocals ausdrücklich zu bezeichnen ist die hinzufügung eines e zu demselben. Dise bezeichnung, welche im niderdeutschen und holländischen um sich griff, findet sich im hochdeutschen, außer nach i, nur vereinzelt, so z. b. erscheint im 15ten jarh. vorübergehend ae, z. b. dae, zael, kaem statt da, zal, kam, auch wol hoef statt hof, guet statt gut; bis zu unserer zeit hat sich ein solches e nur nach dem i erhalten. Da die verschidenen ie, welche wir in unserer schrift haben, von ser verschidener entstehung und bedeutung sind, so erfordert die rücksicht auf die geschichtliche entwicklung unserer sprache eine ausfürlichere behandlung diser bezeichnung, als sie bei den übrigen denungszeichen notwendig ist.

Es gibt eine nicht unbedeutende zal von wörtern, welche wir mit ie schreiben, bei denen wenigstens in einigen teilen Oberdeutschlands das ie noch diphthongisch gehört wird, wärend allerdings in dem beiweitem größeren teile des vaterlandes jetzt auch in disen wörtern nur einfaches i gehört wird, und auch die besten deutschen dichter dise wörter one alles bedenken mit solchen reimen, welche von jeher nur einfaches i gehabt haben. Die geschichte der sprache lert, daß dise ie aus früheren volltönenden diphthongen, ahd. ia, iu, io, mhd. ie, hervorgegangen sind. In der bei

weitem größeren zal von wörtern dagegen, welche wir gegenwärtig mit ie schreiben, findet ein solches verhältnis nicht statt, sie haben vilmer ursprünglich nur i, sei es ein kurzes oder langes, und das e muss bei disen als eine eben so unnütze und noch vil weniger gerechtfertigte überladung betrachtet werden, wie die verdoppelung des vocals oder die bezeichnung der denung durch ein eingeschobenes h.

„Das als denungszeichen nach dem langen i stehende e — sagt K. F. Becker, ausführliche deutsche Grammatik. Frankfurt a. M. 1838, III.ᵗᵉ Abt., s. 27 — ist nicht ursprünglich ein denungszeichen, sondern der zu e verflachte vocal a, o, u, z. B. in hielt, vier, hier, stieß, lieb, dienen, gießen, die, wie (ad. hialt, fiar, hiar, stiaz, liob, thionan, giuzan, thiu, wiu). Es wurde daher zuerst auch nur da geschriben, wo eine solche abstammung statt fand, und Luther schreibt noch die meisten wörter, bei denen dise abstammung nicht statt findet, one e, z. b. ligen, zimen, rise, nider, wider, gibt, sihet, geschicht; er gibt jedoch einigen andern, wie viel, friede, vieh, sieben, gebiert schon ein e. Erst dann als man die ursprüngliche bedeutung dises e nicht mer erkannte, hat man auch wörter, die ursprünglich ein einfaches langes i haben, wie viel, sieben, friede, siegen, vieh, liegen, zielen (ad. filu, sibun, fridu, sikan, fihu, likan, zilon), so wie diejenigen, in denen das lange i aus dem früheren diphthong ei hervorgegangen war, z. b. schien, blieb, trieb, schrieb (ad. scein, pileip, treip, screip), mit disem e geschriben und es allgemein als ein denungszeichen für das lange i in anwendung gebracht."

Für den sprachforscher, welcher die geschichtliche entwicklung der sprache vor augen hat, ist es offenbar gerechtfertigt, die auf früheren diphthongen zurückweisenden ie beizubehalten, wofür sich auch die grammatischen autoritäten mit großer übereinstimmung ausgesprochen haben. Nach dem rein phonetischen principe dagegen, welches verlangt denselben laut auch immer durch dasselbe zeichen widerzugeben, würden wir auch für dise ie nur i schreiben müssen, da die herschende aussprache das e nicht hören lässt. Dise forderung wird unterstützt durch die rücksicht auf den

elementarunterricht, welchem die festhaltung des e immerhin als überflüssig und belästigend erscheinen muss. — Auf welche seite sollen wir uns stellen? — Ich schwanke nicht. Da ich mir bewusst bin, dass es hier eines ser vorsichtigen vorschreitens bedarf, damit nicht das kind mit dem bade ausgeschüttet werde, und dass es besser ist nur da an der herschenden schreibweise eine änderung vornemen zu wollen, wo die zustimmung aller derer, welche nicht principiell gegen jede veränderung sind, mir unzweifelhaft zu sein scheint: so schließe ich mich gern und freudig dem an, was die historische grammatik hier glaubt fordern zu müssen. Die möglichkeit in der zukunft, wenn es für zweckmäßig gehalten werden sollte, noch einen schritt weiter zur rein phonetischen darstellung zu tun, ist ja dadurch nicht abgeschnitten, vilmer würde dieser schritt dann nur um so besser vorbereitet sein. Ich kann mich aber hier um so eher auf die seite des historischen sprachforschers stellen, da ja auch Stolze in seiner bewunderungswürdigen vocalisation sich gerade die bezeichnung dises ie, ausgedrückt durch die weite verbindung von an- und auslaut über der zeile, offen gehalten hat. Sihe Stolzes Lehrbuch der deutschen Stenographie, s. 85.

Man wird nun mit recht verlangen, dass ich diejenigen fälle, in welchen danach ie beibehalten werden soll, in einer übersicht zusammenstelle. Es sind dis zunächst die derselben ablautsreihe angehörenden, Grimms IX conjugation bildenden starken verba, welche im präs. goth. und ahd. iu (io), mhd. ie haben, nämlich:

biegen, *bieten*, *dießen*, *verdrießen*, *fliegen*, *fliehen*, *fließen*, *frieren*, *gießen*, *kiesen*, *kriechen*, *verlieren*, *niesen*, *genießen*, *riechen*, *schieben*, *schießen*, *schließen*, *schmiegen*, *sieden*, *sprießen*, *triefen*, *wiegen* (schwer sein), *ziehen*; (*liegen* und *triegen* sind jetzt meist durch lügen und trügen, *stieben* und *schnieben* durch stauben und schnauben verdrängt).

Zweitens gehört dahin die kleine zal der aus der reduplication entstandenen imperfecta indicativi und conjunctivi, welche

im ahd. meist ia haben und Grimms I—IV conjugation angehören, nämlich:

fiel, hielt;
hieß, schied;
hieb, lief, rief, stieß;
blies, briet, ließ, riet, schlief.

Drittens, von andern wörtern würden besonders etwa die folgenden hierher zu rechnen sein:

bier, biest (milch), die, dieb, dienen, die fliege, friesel, grieß, hie, hier, die kiefer, kiel, kieme, kien, knie, krieg, lieb, lied (carmen), verlies, miete, nie, niere, niet, pfriem, ried, riem, schief, schier, sie, siech, stief-, stier, tief, tier, vier, wie, zieche, zier;

nebst deren ableitungen.

Die ebenfalls aus der reduplication entstandenen imperfecta fing, ging, hing, welche wir immer nur mit kurzem vocal sprechen hören, kann ich daher auch nicht mit ie, sondern nur mit i schreiben, wie ja auch schon alt ginc, ging, fing vorkommen. Aus demselben grunde lässt sich auch in birne, licht, fichte das ie nicht herstellen, noch weniger würde dis in den formwörtern nicht, immer, nimmer möglich sein.

In wörtern, die so entstellt sind, wie liederlich und mieder (von luoder, muoder) ist es gewiss am besten, einfach nach dem laute zu schreiben, also: liderlich, mider. Wollte man auf das frühere uo hindeuten, so würde man, wie dis auch Weinhold will, ü schreiben müssen; dis entspricht aber der jetzt üblichen aussprache nicht, und wir können wol annemen, dass die sprache den früheren laut gewiss nicht one einen innern grund vermiden hat.

Als die zweite an die genannten ie sich anschließende und gewissermaßen einen übergang zu den hernach zu behandelnden gebrochenen ie bildende klasse der ie betrachte ich die, welche aus romanischem e entsprungen sind, wie:

fieber, spiegel, ziegel, brief, grieche, priester.

In disen steht schon ahd. ie, z. b. fiebar, ziegala, prief. Man würde hier villeicht einfachen vocal herstellen können. Da aber die schreibung mit ie schon von so ser früher zeit her historisch feststeht, so trage ich doch bedenken, eine solche vereinfachung one weiteres vorzunemen. Weinhold rechnet dazu auch wörter, welche im romanischen i haben, wie sigel, stifel. Dise werden jedoch meiner meinung nach unbedingt besser one e geschriben.

In dritter stelle kommen nun diejenigen ie in betracht, welche Grimm unter dem namen der brechung behandelt. Da die ansichten über dise ie wesentlich auseinander gehen und die feststellung der grenze in der vereinfachung der rechtschreibung besonders von der entscheidung über sie abhängt, so lasse ich zunächst dasjenige folgen, was Grimm in der deutschen Grammatik, 3. Aufl. T. I., s. 222—23 über die brechung sagt:

„Vile e und o beruhen ganz auf der in der ahd. u. mhd. periode auseinandergesetzten grundlage, d. h. sie sind aus i und u entsprungen. In der angelsächsischen lautlere wird aber eine andere brechung des i umständlich entwickelt werden, die nicht durch zuziehung des a (wie im goth. ai) sondern, es scheint, des u bewirkt ist, also ein iu hervorbringt, das widerum von dem diphthongischen iu (wie goth. aí von ái, aú von áu) geschiden werden muss. Auf solche weise trenne ich ein angelsächsisches eo und eó.

Dass nun schon einzelne ahd. ia, mhd. ie eben disem angelsächsischen eo auffallend gleichen, ist beim mhd. bemerkt, sowie dass die niderdeutsche mundart vorzugsweise neigung dazu verrät; nhd. stellen sich aber dergleichen ie in großer zal ein, sie machen die regel da, wo organisch kurzes i vor einfacher consonanz steht:

spiel, stiel, viel, ziel; schmiere, langwierig, gebier; ziemen; biene, schiene (luceret); bieber, bliebe, riebe, triebe, sieb, sieben; stiefel, schiefer, ungeziefer; liege, kriege, ziege, wiege, schwiege, sieg, siegel, riegel, stiege, striegel, tiegel, schwieger; sieh, vieh, liehe; glied, schmied, friede, wieder, gefieder; lies, kies, kiesel, wiese, wiesel, riese;

vor doppeltem consonanten nur, wenn der zweite durch die flexion hinzutritt:

stielt, zielt, schmiert, ziemt, siebt, siegt, sieht.

Man hat bisher darin bloße denung gesehn, wogegen schon einzuwenden wäre, dass sie sonst vor den mutis unbezeichnet bleibt; gleich: aber, rabe, haben, sage, wagen (currus), lade, faden, glase, wase, eben, leben, heben, segel, segen, ledig, lesen, wesen, oben, loben, bogen, zogen, boden, hose konnte: biber, siben, blibe u. s. w. gelassen werden, wie auch allgemein igel (nicht iegel) und von einigen biber geschriben wird. Es scheint also noch etwas eigenes in dem ie enthalten. Hierzu tritt aber die einleuchtende analogie des angels. eo fast in den nämlichen wörtern: beofor, bieber; seofon, sieben; feoh, vieh; freođo, friede. Es sei nochmals erinnert an das romanische ie in niego, piedra, pierre, das französische bièvre (span. bevaro) stimmt sogar zu bieber, nicht zum lat. fiber.

Dise nhd. ie erwerben sich hierdurch ansprüche auf duldung und hegung, obschon sie der mhd. und ahd. mundart vil fremder waren und niderdeutschen einfluss kund geben. In der aussprache scheinen sie von dem organischen diphthong ie nicht abzuweichen."

Der ausdruck „duldung und hegung" scheint schon darauf hinzudeuten, dass Grimm in der 3. auflage der deutschen grammatik, wenn er sich auch noch für die beibehaltung diser gebrochenen ie aussprach, doch nicht eigentlich principiell für dise stimmte. Die oben aus der vorrede zum wörterbuche angefürte stelle: „wodurch zugleich reinere aussprache der organischen ie (in dienen, lieben, gießen ꝛc.) gewonnen würde", wo also nur beispile mit früheren diphthongen angefürt sind, scheint nun darauf hinzudeuten, dass er gegenwärtig nur die aus früherem diphthong hervorgegangenen ie als diejenigen betrachtet, welche bei einer wissenschaftlichen reform der rechtschreibung ansprüche auf beibehaltung haben.

Das letztere ist auch meiner ansicht nach das allein wünschenswerte und richtige. Um dise ansicht näher zu rechtfertigen,

bemerke ich zunächst, dass den hier in rede stehenden ie, abgesehen von einzelnen sogleich näher in betracht zu ziehenden verbalformen, sowol im gothischen, wie im alt- und mittelhochdeutschen ser beharrlich kurzes i entspricht. So haben wir z. b. goth. filu, sibun, gif, liga, sigis, liþus; ahd. filu, ligu, sigu, lid, riso: mhd. vil, sig, siben, gip, lige, sige, lit, rise, spil, zil u. s. w. Bei wieder, welches ursprünglich nur ein wort mit wider ist, haben wir in der letztern form selbst noch jetzt das bloße i erhalten.

Eine speciellere betrachtung verdienen hier jedoch namentlich diejenigen formen, welche der Grimmschen VIII. conjugation angehören, d. h. derjenigen, unter welche die folgenden ablautenden verba fallen:

bleiben, gedeihen, leihen, meiden, reiben, scheinen, schreien, schreiben, schweigen, speien, steigen, treiben, zeihen,

woran sich die beiden früher schwach conjugirten verba:

preisen, weisen

anschließen, deren mhd. imperfecta prîste, wîste sind, die aber auch im holländischen in die starke conjugation übergegangen sind: prijzen, prees, geprezen; wijzen, wees, gewezen, ganz wie blijven, bleef, gebleven u. s. w.

Dise verba haben nämlich respective 1) im präsens, 2) im sing. des imperfecti indicativi, 3) im plural des imperfecti indicativi und im conjunctiv imperfecti, welche beide bei allen ablautenden verben gleichen vocal haben, und 4) im participio präteriti folgende vocale:

		1.	2.	3.	4.
	goth.	ei,	ai,	i,	i
	ahd.	î,	ei,	i,	i
	mhd.	î,	ei,	i,	i
	nhd.	ei,	î,	î,	î
z. b.	goth.	steiga,	staig,	stigum,	stigans
	ahd.	stîku,	steic,	stikumes,	stikan
	mhd.	stîge,	steic,	stigen,	gestigen
	nhd.	steige,	stîg,	stîgen,	gestîgen.

In einigen verben diser conjugation findet sich auch im imperfecto im mhd. ê statt ei, z. b. schrê, spê, gedêch, lêch, zêch. Die älteren vocale des imperfecti haben sich noch erhalten in weiß, wissen, conjunctiv wisse. Es findet sich also im plural des imperfecti indicativi, im imperfecto conjunctivi und im participio präteriti auch hier durch das gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche hindurch immer nur einfaches kurzes i, und es kann daher gewisſs kein zweifel darüber obwalten, dasſs die jetzige länge des i in disen formen nur unorganische, d. h. accentlänge ist, dasſs also auch unsere jetzige schreibung diser formen mit ie nur durch die unorganische accentlänge hereingekommen ist, und dasſs ebenso, wie wir statt aa, ee, oo zu einfachen a, e, o zurückgehen, wir auch für dise ie auf einfaches i zurückgehen müssen.

Dafür spricht auch ganz entschiden, was Grimm in der 2. aufl. der grammatik teil I, s. 983 sagt:

„VIII kann in zwei klassen geteilt werden:

1) vor tenuis und aspirata haben prät. partic. kurzes i und geminirte consonanz: greife, keife, kneife, pfeife, schleife; gleite, reite, schreite, streite (inconsequent auch schneide, leide); beiße, befleiße, reiße, scheiße, schleiße, schmeiße; bleiche, gleiche, schleiche, streiche, weiche.

2) Bei vocalisch schließender wurzel, sodann vor liquida, media und spirans langes i, geschriben ie: schreie, schrî, schrìen, und änlich: speie, scheine; bleibe, reibe, schreibe, treibe; meide, scheide (schìd, schìden, dises unorganisch aus II hierher gerückt durch vermengung des ie mit ì); preise (ein fremdes wort, das sich aus der im gebürenden schwachen form: prät. preisete, part. gepreiset hierher eindrängte), weise (gleichfalls org. schwach, prät. weisete); schweige, steige; gedeihe, leihe, zeihe.“

Es musſs nun hier die frage entstehen, ob sich dis one weiteres auf den singular des imperfecti indicativi ausdenen lasse?

Dis fürt uns zugleich hinüber zu der vierten klasse von fällen, in denen jetzt ie auftritt, nämlich zu denjenigen formen, welche im mhd. ei haben, welches ei sich in vilen fällen, wo jetzt ie steht, selbst noch eine geraume zeit ins neuhochdeutsche hinein

erhalten hat. Da der sing. des imperfecti indicativi der obigen verba ursprünglich ei (ê) hat, so ist für dise imperfecta indicativi von einigen, und namentlich auch von H. von der Hagen das ie als zeichen des früheren diphthongs im gegensatz zum kurzen vocal des conjunctivs und des particips festgehalten, wogegen sich nichts würde einwenden lassen, wenn man überhaupt noch ie neben dem eigentlich diphthongischen, als bloßes zeichen ursprünglicher länge gelten lassen will. Allein sobald man überall principiell die besondere bezeichnung der länge aufgibt, wird jedenfalls auch hier nur i eintreten müssen. Die denung wird ja durch die nachfolgende einfache consonanz fürs auge ganz bestimmt angedeutet, und sie etwa noch als eine ursprüngliche besonders bezeichnen zu wollen, im gegensatz zu der ursprünglichen kürze, hat wenigstens keinen praktischen zweck mer, wozu noch kommt, daß dis auch nur für den singular, aber nicht mer für den plural passen würde. Nimmt man überhaupt hier eine lautveränderung des vocals an — was meiner ansicht nach wenigstens durch nichts widerlegt werden kann — so scheint mir auch dem mhd. ei (goth. ai), welches sonst im nhd. meist unverändert bleibt, nur î, nicht aber ie entsprechen zu können, wie ja auch ahd. î die stelle des goth. ei einnimmt, was dann im nhd. wider in ei zurückgeht, so dass also ei und i vorwärts und rückwärts in einander übergehen. Die oben aus Becker angefürte stelle scheint darauf hinzudeuten, dass diser sprachforscher mir in der aufgestellten ansicht zur seite steht. Will man einen solchen übergang annemen, so würde wol in der reihe der nhd. längen (Grimms Grammatik, 3. aufl., s. 535) neben ê, ei für dise fälle noch ein organisches î anzunemen sein, so dass dann diser vocal doch nicht ganz in der reihe der nhd. längen felte. Jedenfalls würde ich danach immer nur empfehlen können, zu schreiben: ich blib, wir bliben, conj. ich blibe, gebliben; und änlich: gedih, lih, mid, pris, rib, schin, schri, schrib, schwig, spi, stig, trib, wis, zih.

Dass nach diser schreibung in den formen schri, spi ans ende des wortes ein bloßes i kommt, was man früher, wie es scheint aus rein graphischen rücksichten welche jetzt gar keine be-

deutung mer haben, zu vermeiden suchte, wird wol bei niemand anstoß erregen.

Für die von mir angenommene schreibung spricht auch die analogie derjenigen verba derselben ursprünglichen conjugation, welche jetzt im ganzen imperfecto kurzes i haben, wie greifen, leiden, weichen u. s. w. Zu demselben resultate fürt ferner auch das, was Heyse in dem ausführlichen Lehrbuche der deutschen Sprache B. I, Hannover 1838, s. 713—14. in bezug auf dise verba sagt, und was hier, da es die sache noch von einer andern seite beleuchtet, ebenfalls platz finden mag:

„Die beiden arten, in welche die verba diser klasse zerfallen, unterscheiden sich durch die schärfung oder denung des vocals im präteritum, womit der des particips durchgängig übereinstimmt. Geschärftes i haben alle verba, deren stamm mit den harten consonanten t, p oder mit den hauch- und zischlauten f, ch, ß schließt, welche consonanten nach dem geschärften i verdoppelt werden, wenn sie dessen fähig sind; also reiten, ritt, geritten; kneipen, knipp; greifen, griff; beißen, biss, gebissen; aber bleichen, blich, geblichen, da ch nicht verdoppelt wird. Inconsequenter weise haben auch leiden und schneiden geschärftes i und verwandeln nach demselben das d in tt: litt, schnitt, gelitten, geschnitten. — Gedentes i, welches durch unorganisches ie ausgedrückt wird, haben hingegen die verba, deren stamm mit einem vocal, einem h, s, n, sowie mit den weichen consonanten b, d, g schließt, also schreien, schrie, geschrien u. s. w.

Dise klasse begreift Grimms VIII. und II. conjugation, welche letztere im gothischen reduplicirend ist. Die echten lautverhältnisse sind aber hier durchgängig zerrüttet. Die ursprünglichen ablaute der VIII. conjugation Grimms sind nämlich:

	präs. i,	prät. s. ei,	prät. pl. i,	part. i.
z. b. ahd.	— rîtu,	— reit,	— ritumes,	— ritan.
mhd.	— rîte,	— reit,	— riten,	— geriten.

Daraus müsste nach den gesetzen des lautwandels im nhd. werden:

präs. reite, prät. s. reit, prät. pl. ritten, part. geritten.

Durch den übergang des i in ei wäre aber der neu entstandene

diphthong des präsens mit dem ursprünglichen ei des präteritums sing. zusammengefallen und man würde: du reitest, schreist, schweigst, beißest als präsens von: du reitest, schreist, schweigst, beißest als präteritum nicht unterscheiden können. Ueberdis strebte die neuhochdeutsche sprache durchgängige übereinstimmung des vocals im sing. und plural des präteritums herzustellen (vgl. ahd. pant, puntumes, nhd. band, banden u. s. w.). Sie hat daher hier den ablaut i aus dem plural des präteritums und dem particip auch in den singular des präteritums an die stelle des ei geschoben, das ursprünglich kurze i aber nach den oben gegebenen bestimmungen teils geschärft beibehalten, teils in unorganisches ie verwandelt."

Hiernach würde im sing. des imperfecti der in rede stehenden verba nicht eine lautveränderung des ei in î statt gefunden haben, sondern vilmer an die stelle der ursprünglichen eine andere grammatische form getreten sein. Sofern wir aber für das unorganische aus kurzem i entstandene ie auf i zurückgehen, kommen wir für die von uns zu befolgende orthographie auch hiernach zu dem gleichen resultate, dass wir neben: „wir bliben, ich blibe, gebliben" auch nur „ich blib" schreiben können, wie dis auch z. b. der historiker Leo tut.

Hieran müssen wir noch eine nähere betrachtung des particips g e s c h i d e n knüpfen. Die alten participien der beiden reduplicativen verba heißen und scheiden sind nämlich: geheißen und gescheiden. Das erste ist unverändert gebliben, das zweite dagegen hat ei aufgegeben und wird nach der gewönlichen orthographie „geschieden" geschriben. Es fragt sich, ob hier ie oder i zu setzen ist? Wir sahen schon, dass Grimm bemerkt, scheiden sei nach irriger analogie in die VIII. conjugation übergegangen. Damit übereinstimmend sagt Heyse, an das obige anschließend:

„Die ursprünglichen ablaute der II. conjugation Grimms sind im ahd. und mhd.

	präs. ei,	prät. ia, ie,	part. ei
z. B.	— heizu, heize,	— hiaz, hiez,	— heizan, geheizen
	— sceidu, scheide,	— sciad, schiet,	— sceidan, gescheiden.

Dise beiden verba sind die einzigen aus diser conjugation erhaltenen, die übrigens auch im ahd. und mhd. nur noch ein drittes verbum (meizan, meizen, d. i. amputare) enthält. Das verbum scheiden aber hat sich jetzt ganz unserer 5. klasse angepasst, indem der ablaut des präteritums auch in das particip gedrungen ist: scheide, schied, geschieden (statt gescheiden, daher noch das adjectivische bescheiden)."

Da ich für die reduplicativen imperfecta, mit ausname von fing, ging, hing, welche kurzen vocal haben, ie beibehalte, dagegen an die stelle des mhd. ei einfaches i setze, so schreibe ich: imperf. indic. schied, conjunct. schiede, part. prät. geschiden.

Auch die substantiva „abschid, unterschid", welche ebenfalls mhd. ei haben, und neben welchen bescheid sich erhalten hat, schreibe ich aus den angefürten gründen bloß mit i; so auch der trib, was ursprünglich kurzes i hat, und das neu gebildete substantiv der hib.

Eine weitere begründung diser letzten schreibungen gibt Grimm im zweiten bande der grammatik s. 72, wo er sagt: „Denkbar wäre, so gut der ablaut des prät. auf andere wörter einfließt, dass auch die verdoppelung des prät. auf sie einflösse. Durch alle deutschen sprachen gilt aber die ausnamlose regel: reduplication, auf das prät. indic. und conj. beschränkt, nicht einmal in das participium übertretend, erstreckt sich nie in die übrige wortbildung. Die bloß reduplicirenden verba stehen darin den schwachen verbis gleich, dass der vocallaut des präsens in allen davon gebildeten wörtern bleiben muss. Einzig und allein ließe sich hiergegen das nhd. substantiv hieb einwenden, darf aber umsoweniger für eine ware ausname geachtet werden, da es den älteren und übrigen dialecten, ja unsern meisten heutigen volksmundarten fremd ist und sich offenbar nach den selbst unorganischen nhd. prät. schrieb, blieb, trieb in später zeit gestaltet hat. Man bildete das substantiv hieb, wie trieb (propensio) statt des mhd. trip."

Nachdem ich im vorigen meine ansichten über die verschidenen ie der deutschen wörter ausfürlich erörtert habe, kann ich nicht

umhin, die ansichten Weinholds, welcher in bezug auf die gebrochenen ie zu einem von den obigen vorschlägen auf eine merkwürdige weise abweichenden resultate gekommen ist, anzufüren. Er sagt:

„Als drittes mittel die denung zu bezeichnen erscheint die hinzufügung eines e an den stimmlaut. Wärend im niderdeutschen und niderländischen dises denungs-e früher ebenso wie heute ser vil gebraucht wurde, erscheint es hochdeutsch nur nach dem i. Unkundige habe ich sogleich zu warnen nicht alle ie, welche unsere schrift bietet, als denungs-ie zu fassen; in einem großen teile derselben ligt der diphthong. Hier rede ich nur von den fällen, wo ie an der stelle eines alten kurzen i erscheint, und von denen, wo es für langes i steht. Beide fälle finden sich schon in alter zeit und sind von Grimm (Grammatik I, 111, 163, 223, 3. aufl,) in ahd. und mhd. aufgewisen worden. Notker schreibt einigemal sieho (video), jieho (fateor), aber auch diehen (proficere), liehte (levis). Im 12. jarh. zeigen sich dise ie wider, aber nur in handschriften, welche unter niderdeutschem einflusse stehen. Belege sind von Grimm a. a. O. verzeichnet: viele, hiemil, hienevart, sieben, gievet, damiete, siete, riese, wiezzen, miechil, wiert, kriec, stiege, wiege, diese, Friese. Grimm deutet dise ie als eine brechung, des kurzen i, welche sich dem angels. eo und altnord. ia vergleichen ließe, die ungefär in denselben worten eintreten; eine verlängerung des vocals nimmt Grimm für die mhd. zeit nicht an.*) Wir werden für die fälle, wo ie aus kurzem i entstand, der ansicht unseres großen sprachforschers unbedingt beitreten, wo es aber an der stelle eines langen i sich findet, es als denungszei-

*) Dem aufgestellten begriff der brechung zufolge soll der gebrochene vocal kurz bleiben. Alle hier aufgefürten wörter haben kurzes i, das auch nur in kurzes ia, ie, ëo übertreten kann. Auch scheint weder dem angels. eo noch dem niderdeutschen ie dise kürze abzusprechen. Mhd. und vermutlich schon ahd. mag aber die seltenheit des lauts seine verwechslung mit dem echten diphth. ia, ie (angels. ëó) verursacht haben. So entschuldigen sich die klingenden reime: wiege, kriege, Briesen; doch ein klingendes diese, riese, viele miden die dichter, so nahe es dem reim gelegen hätte. (Gramm. I, 164. 3. aufl.)

chen fassen. Schon jene Notkerischen: diehen, liehte sind in diser weise zu nemen, aus dem 15. jarh. merke ich an: rieche (Haupt 8, 469), priessen (prîsen, 474), bie (bî, 475), wyeb, czyet (1, 300). Das ie in dem präteritum der starken zeitworte der i-klasse gehört hierher; ich finde den ersten beleg dafür in Aventins baier. Kronik: schrieb.

Die reihe der gebrochenen ie lässt sich aus dem 14ten und 15ten jh. zimlich lang machen. Ich füre folgende an: ierret (Meinauer Naturl. 2, 7), beschrieren (Warnung 1259), dier (Wackern. 896), wier (Sudendorf Registrum II n. 102. a. 1361), yerer (Margar. 191), geschiechte, bieben, diess, diessem, siecht, (Haupt 2, 147). In dem 16ten jarh. vermeiden manche die brechung, wie Seb. Franck; Th. Murner wendet sie in vilen fällen z. b. im plur. und partic. prät. nicht an; bei anderen begegnet sie dagegen häufig. Aus Luthers bibelübersetzung, ausg. von 1545, habe ich angemerkt: viel, dieses, friede, ergrieffen, liegen, spiel, sieg, sieben, weggetrieben. Bei H. Sachs (1560) und Aventin (1566) habe ich fast dieselben beispile gefunden. Das 17te jarh. schritt auf disem wege fort, durch den einfluss, den das niderdeutsche gewonnen hatte, veranlasst. In einigen worten wurde im 18. jh. dise schreibweise wider beseitigt. Die worte mögen hier stehen, in welchen wir das ie als brechung zu nemen haben:

geblieben, gediegen, Diele, dieser, Gefieder, Friede, Giebel, giebt, gienen, Gier, Begierde, Glied, Griesgram, Kies, Kiesel, Lied (deckel), liegen (jacere), lies, gemieden, nieder, gerieben, Riege, Riegel, Riese, rieseln, geschieden, Schiefer, schielen, Schiene, geschienen, Schmiede, schmieren, geschrieben, geschwiegen, Schwiele, Schwieger, Sieb, sieben, siedeln, Einsiedel, Sieg, Spiel, Beispiel, Spieß, Stiege, Stiel (calamus), Striegel, Trieb, Vieh, viel, wieder, Wiege, wiegeln, langwierig, Wiese, Wiesel, Ziefer, Ziege, Zieger, Ziel, ziemen, zwier.

Als denung erscheint ie in:

Biene (bie), Flieder (wenn dis zu flidan, aestuare, gehört, wie warscheinlich), Friedhof, umfrieden (frîthof, frîten),

kriegen (assequi), versiegen (sigan) und in dem singular prät. der starken zeitworte der i-klasse, welche den vocal nicht verkürzen, also in: blieb, gedieh, rieb, schied, schien, schrie, schrieb, schwieg, spie, stieg, trieb, zieh.

Mein vorschlag geht dahin: das ie wird in den worten, wo es als brechung aus kurzem i auftritt und wo nicht die ältere schreibung mit i daneben gilt, wie in gibt, ligt, wider, beibehalten; wo es denungszeichen ist, wird es getilgt. Man schreibe also: Bine, Flider, Fridhof, umfriden, krigen, versigen und die präterita: blib, gedih, rib, schri, schrib, schwig, spi, stig, trib, zih. Wir erhalten in disem falle sogar eine geschichtlich begründete unterscheidung zwischen dem sing. und dem plur. und part. prät."

Es würde danach also in den präteritis der verba der i-klasse, wo früher ein diphthong stand, einfaches i, wo aber früher kurzes i stand, ie zu schreiben sein, was schon an sich ser auffallend sein würde, was aber noch auffallender wird, wenn wir bedenken, dass dann gerade in der einsilbigen Form nur i „blib", in der verlängerten aber ie „blieben" geschrieben würde, wodurch die früheren grundsätze der rechtschreibung geradezu in iren gegensatz umgekert sein würden. Eine weitere consequenz davon wäre, daß man schreiben müsste: ich schri, wir schrieen, ich spi, wir spieen. Auch würde es gewiss kein vorteil sein, wie Weinhold glaubt, sondern ein entschidener nachteil, wenn wir, one einen unterschid in der aussprache zu machen, singular und plural verschiden schreiben wollten.

Betrachte ich die ganzen hier mitgeteilten darstellungen Grimms und Weinholds und halte sie zugleich mit dem zusammen, was über die verba der i-conjugation gesagt ist, so befestigt sich mir immer mer die überzeugung, welche ich von anfang an gehegt habe, dass nämlich Grimms s. g. gebrochene ie den bloßen denungen wenigstens vil näher stehen, als den ursprünglichen organischen diphthongen, wie in lieben, dienen, und dass sie keineswegs die berechtigung der letztern haben. Ich kann daher die beibehaltung der gebrochenen ie durchaus nicht für gerechtfertigt halten. Ja es scheint mir, dass ire festhaltung neben der der

ursprünglichen diphthongen zwei ganz verschidene dinge zusammenwerfen und den wert und die eigentliche bedeutung der letztern zum größeren teile aufheben würde. Auch von der Hagen, der sich unter denen, die sich in neuster zeit für eine reform der rechtschreibung ausgesprochen haben, am meisten zu der einfachen und consequenten mittelhochdeutschen schreibung hinneigt, setzt für die gebrochenen ie das einfache i. Die brechung, wie ser sie auch mannigfache erscheinungen im vocalismus erläutert, und wie groß auch ire bedeutung für verwandte sprachen, namentlich für das angelsächsische, sein mag, weist uns doch immer wider mit der größten entschidenheit auf den früheren einfachen vocal hin, und wie — um mich eines, wenn auch villeicht nicht ganz passenden vergleiches zu bedienen — im refractor das in verschidene farben gebrochene licht, sich wider zum ursprünglichen vereinen muſs, damit wir den gegenstand ungetrübt in seiner rechten natur zu erkennen im stande seien, so müssen auch hier durch die widerherstellung des einfachen und ursprünglichen vocals die richtigen wortformen wider zu irem rechte kommen.

Ob eine folge der von mir angenommenen vereinfachungen für die zukunft eine noch weiter gehende vereinfachung und widerherstellung ursprünglicher reinerer formen sein werde, mag uns jetzt nicht kümmern, da wir immer nur nach dem erreichbaren guten streben wollen.

Es bleiben uns nun noch die ie in den endungen der fremdwörter zu besprechen. Hier haben wir zunächst die weibliche substantivendung ie in romanischen und griechischen substantiven (aus ia, eia hervorgegangen), z. b. phantasie, orthographie, pedanterie ꝛc. auch einige ie, welche aus andern endungen entstanden sind, wie z. b. genie u. dgl., ferner substantiva auf ier (franz. ier, ière, it. iera ꝛc.), welche ire ursprüngliche aussprache aufgegeben haben und jetzt meist ir ausgesprochen werden: officier, courier, kanonier, barbier, quartier, clavier, bandelier, panier, manier, revier, turnier. Dise lasse ich unverändert stehen, da ich überhaupt scheu trage, in fremdwörtern vereinfachungen vorzunemen, welche irgend wie die etymologie verdunkeln

könnten, und auf sie den einseitigen phonetischen standpunkt der einzelnen sprache anzuwenden. Daher wird auch in den von solchen substantiven abgeleiteten verben, wie barbieren, einquartieren, turnieren (wovon wir ein direct aus dem verbo: lat. tornare, mittellat. turnare, franz. tourner abgeleitetes turniren, eine sache wenden, wol zu unterscheiden haben) ie beizubehalten sein.

Drittens ist hier die verbalendung iren zu betrachten, welche ursprünglich aus dem franz. ier, dann auch aus dem franz. ir, dem lat. are, ere, ire hervorgegangen, später auch zu einer rein deutschen bildungsendung geworden ist, und auch an rein deutsche stämme tritt, wie in hantiren, hausiren, halbiren, stolziren, grundiren, schattiren. Dise endung documentirt durch ire betonung den fremden ursprung, hat aber irer form nach in keiner weise den allgemeineren charakter der fremdendungen, welche mit unwesentlichen modificationen durch alle neueren europäischen sprachen hindurchgehen, sondern vilmer einen rein deutschen charakter angenommen, wie wir uns überzeugen, wenn wir die formen betrachten, welche dergleichen verba in andern sprachen haben. Weil nun im altfranzösischen einige verba der ersten conjugation auf er, vorübergehend ier hatten (was durchaus nicht zu verwechseln ist mit verben, denen vor der eigentlichen infinitivendung ein i zukommt, wie varier, variare, variiren), so gingen zunächst in das mittelhochdeutsche französische verba mit dem ausgange ieren über, und man bildete dann auch für solche verba, welche im französischen nur er oder ir haben, lat. are, ere, ire, eine verbalendung, welche bald ieren, bald iren geschriben wurde, und schwankt nun schon ein halbes jartausend hindurch unstät zwischen ieren und iren vorwärts und rückwärts. Allmählich war jedoch iren so vorherrschend geworden, dass es schin, man werde zu einer allgemeinen einigkeit in der schreibung diser endung kommen. In der neusten zeit hat sich aber widerum ein rückgang gezeigt und wir begegnen wider vil häufiger dem ieren; aus dem schon allgemein verbreiteten: studiren, planiren, definiren, dividiren, integriren, interpretiren, kritisiren ꝛc. wird wider häufig: studieren, planieren, definieren, integrieren, interpretieren, kritisieren. Namentlich

ist Grimm vom historischen standpunkte aus für die letztere form in die schranken getreten. Er bespricht disen gegenstand ausfürlich in der abhandlung über das pedantische:

„Eine menge unserer einfachsten und schönsten ableitungen — heißt es daselbst — ist verloren gegangen, oder siht sich so eingeschränkt, dass die analogie irer fortbildung beinahe versigt. Einige fremde völlig undeutsche bildungen haben dagegen unmäßig gewuchert: das ist ein deutliches zeichen für den abgang einiger, deren stelle jene vertreten. Ich wüsste kein gelegeneres beispil zu wälen, als das der zallosen verba auf ieren, die von den regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden schülern hinab wie schlingkraut den ebenen boden unserer rede überziehen. — Es ergibt sich, dass man vor der zweiten hälfte des 12. jahrh. nicht das geringste in Deutschland von dergleichen wörtern wusste, und dass sie erst mit der höfischen, auf romanische quelle hingewisenen poesie eingebracht, man muss aber gestehen, recht pedantisch eingebracht worden, denn bei entlenung fremder wörter versteht sich doch von selbst, daß man sich bloß des wortes zu bemächtigen suche und seine fremde flexion faren lasse. Das r war nun hier bare romanische form des lateinischen infinitivs, die außer im in jedem andern modus alsbald verschwindet, und es muss als die rohste auffassung ausländischer wortgestalt angesehen werden, dass der Deutsche in seine nachamung das infinitivische zeichen aufnam und charakteristisch überall bestehen ließ, sein eignes zeichen aber noch dazu anhängte.*) — Meine ausfürung zeigt, dass ieren seiner fremden art gemäß eigentlich nur fremden, lateinisch-romanischen wörtern zustehen konnte, als es aber einmal bei uns warm geworden war, versuchte man es auch an deutsche stämme zu hängen und im deutsche partikeln voranzuschicken. — Nhd. ieren sind nicht zu zälen, so manche der mhd. außer gebrauch kamen. Man hat fortgefaren, sie aus lateinischen und romanischen wörtern zu bilden und durch ire übergroße menge

---

*) Wie treffend die obige bemerkung Grimms ist, wird erhellen, wenn man z. b. das wort turnen neben turniren und turnieren stellt.

unsere sprache zu verderben. Gute rede weicht inen so vil als möglich aus, aber im gemeinen leben haften sie fest. Wärend so vile falsche ie geschriben werden, unterdrückt die gewönliche schreibung iren hier das richtige zeichen für den langen und betonten laut.“

In einer anmerkung unter dem texte, s. 16, sagt Grimm:

„Altfranzösisches ier haben eigentlich nur verba, die lateinischen auf iare oder igare entsprechen, z. b. essilier, mlat. exiliare, chastier lat. castigare, allier lat. adligare, alligare; dann aber wurde es auch auf andere erstreckt: mangier, it. mangiare, lat. manducare; laissier, it. lasciare, lat. laxare; brisier, vengier, lat. vindicare, it. vendicare. Ausnamsweise entspringen deutsche ieren aus franz. ir: regieren, franz. regir, it. reggere; offrieren, franz. offrir, it. offerire; acquirieren, franz. acquérir. Die italienische sprache hatte keinen solchen einfluss auf unsere, um ir wolklingendes are in deutsches aren überzufüren.“

Gerade dise anmerkung scheint mir ein ser deutlicher und sprechender beweis dafür zu sein, dass iren die allein richtige form ist. Wie im franz. ier ursprünglich nur verben zukommt, die lat. iare oder igare haben, so würde dem durch den übergang des infinitivvocals in i ein iiren entsprechen: alliiren, exiliiren, was dann allerdings wider in einzelnen fällen in iren zusammengezogen werden konnte: exiliren, aber ein ieren: exiliieren oder exilieren wäre daraus nicht herzuleiten. Für die verba dagegen, wa lat. kein i vor der infinitivendung steht, scheinen die anfürungen aus dem italienischen dafür zu sprechen, dass das i hier ursprünglich meist nur phonetisches zeichen für die richtige aussprache des vorhergehenden consonanten war, was mit der eigentlichen infinitivendung an sich gar nichts zu tun hat, wie in mangiare, lasciare, und es scheint, dass ein verkennen dises verhältnisses einen ser wesentlichen einfluss darauf gehabt hat, dass man ieren und nicht iren als eigentliche verbalendung ansah.

Weinhold schließt sich an die schreibung Grimms an. Er sagt darüber: „Die infinitive und participien aufgenommener romanischer zeitwörter werden schwankend mit ie und i geschriben;

grammatisch richtig ist nur ie. Es gründet sich auf die erscheinung im altfranzösischen, dass e nach l, r und zischlauten durch e (wol druckfeler für i) diphthongisirt wird; das mhd. nam das auf z. b. laissier, leisieren, und wir haben es beizubehalten. Vergl. Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche, s. 146. In Mozarts Lesebuch für das Untergymnasium (3. Aufl.) ist dis ie durchgefürt."

Ich kann mich nur der einfachen und am weitesten verbreiteten schreibart iren anschließen; beiweitem die meisten der verba auf iren, welche wir jetzt in der sprache haben, haben mit dem ie, welches als entstehungsgrund angegeben wird, durchaus nichts zu tun, und das überflüssige denungs- oder brechungszeichen oder wofür man es sonst halten mag, ist in der endung, die schon an sich mer als die stammsilbe zur kürzeren bezeichnung hinstrebt, vil unangenemer als in der stammsilbe. Der Grund, dass durch ie hier der ton bezeichnet werden solle, ist umsoweniger zureichend, da alle dise verba den ton auf der endung haben, also eine besondere bezeichnung desselben nicht nötig ist, und da auch bei allen andern betonten endungen fremder wörter, wie ik in physik, musik 2c., ine in maschine, turbine 2c., ur in natur, creatur u. s. w., eine besondere bezeichnung der betonung nicht statt findet. Am allerwenigsten würde aber ieren passen in verben, wie z. b. tireliren, was nach den tönen des lerchengesanges gebildet ist, wärend die Franzosen mit tirelire eine sparbüchse bezeichnen.

In der schreibung iren steht mir namentlich Heyse zur seite, welcher in seinem ausgezeichneten Fremdwörterbuche (11. aufl. 1853) iren durchgefürt hat. Nur die beiden wörter regieren und spazieren schreibt Heyse mit ie, was aber auch nicht gerechtfertigt ist. Regiren (franz. regir, span. regir, it. reggere) muss ebenso gut mit bloßem i geschriben werden, wie definiren, fletriren u. a. Auch aus spatiari können wir nur ein spatiiren, was dem laute nach zu spaziren geworden ist, ableiten, und das ie passt meiner ansicht nach auch hier ebensowenig, wie in variiren, exiliren u. a.

Die stenographie, der es besonders um kürze zu tun sein muss, kann natürlich auch bei den fremdwörtern einen schritt weiter gehen in der vereinfachung als die gewönliche schrift, umsomer da sie noch reichliche mittel zu unterscheidungen besitzt, welche der letztern nicht zu gebote stehn. Sie lässt daher auch in revier, manier 2c. das e unbezeichnet.

Das dritte mittel zur bezeichnung der denung des vocals ist die einschiebung eines h. Ueber die geschichte dises h gibt uns widerum Weinhold die erforderliche auskunft. „Gebräuchlicher als verdoppelung ist die bezeichnung der denung durch ein h, das entweder dem vocale oder dem vorhergehenden oder nachfolgenden consonanten verbunden wird. Auch dise art ist früher nachzuweisen als man gewönlich annimmt. Wenn man einige fälle in den fragment. theot. als schreibfeler nicht zälen will, so bieten es doch die gedichte der Vorauer handschrift (12. jarh.) so oft, dass der gebrauch für jene zeit feststeht: tovhc, nohtval, wandelohte, roht, manoht, gloubeht, breiht, reiht, zestoreht, fluoht; anfügungen an den folgenden consonanten: vernemht; verwendung bei kurzen lauten: crahft, teht, gesanht, gerihte. Freilich sind dise beispile meines wissens in jener zeit vereinzelt; sie erhalten aber durch die zalreichen th unterstützung, von denen wir vile nur als denungszeichen anzusehen haben. Ebenso müssen wir die verbindungen von jh, kh und rh fassen, welche im 15ten und 16ten jarh. erscheinen: ihenen, jhene, jha, yhe; khomen, khon, khain, khalt, kham, khumb, khemen, khauffmann, kheller, bekher, khul, khunigklich; rhat, rheim, rhumet. Unmittelbar hinter vocalen ist mir nach dem 12ten jarh. das denungs-h zunächst wider im 16ten jarh. begegnet. Im Teuerdank und bei Th. Murner erinnere ich mich zwar keines solchen h, in Luthers Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation lese ich aber: ehre, yhn, mehr, nehmen, gewehnen; in der Genesis (ausgabe der Bibel 1545): lohn, taglöhner, lehnen (inclinare); daneben findet sich jedoch jm, jnen, gefüret, son u. s. w. — Dass sich im 16ten jarh. dises h befestigte und weiteren raum gewann, ist begreiflich; wir finden es sogar in worten

wo es unsere größten h-vererer nicht zu setzen wagen. So steht in der übersetzung der Argenis durch M. Opitz, Breslau 1626: erbahr, geziehret. Christoph Lehmann in seiner speierischen Kronik (1612) schreibt: uhralt, und ebenso schmückt J. G. Schottel die silbe ur stets mit einem h: uhrankunft, uhraltertuhm u. s. f. Diser letztere stellt in seiner: ausführlichen Arbeit von der teutschen Haubtsprache, Braunschw. 1663, die lere auf, dass dises denungs-h ein milder hauchlaut sei, und nennt es den mittelhauchlaut oder vermengten hauchlaut. Er fordert nach diser ansicht, dass es nicht vor, sondern hinter den selbstlaut komme und heißt schreiben: lehr, mahnen, muht, tohn, tuhn. Einer änlichen aber freieren meinung war der tüchtigste kenner des deutschen den das vorige jarh. hatte, Joh. Leonhard Frisch. Er sagt in seinem trefflichen teutsch-lateinischen Wörterbuch, Berlin 1741, unter dem buchstaben h: wenn das denungs-h zu setzen sei, so müsse es nach dem vocale stehen: nicht thun, sondern tuhn. Freilich seien nun die ungeschickten lermeister dazu gekommen nnd hätten, was nur zeichen der verlängerung sei, als hauchlaut gesprochen. Am besten sei es das h ganz wegzulassen, aber es würde von den pedanten ein großes geschrei deswegen gemacht werden."

Einen großen teil der unnützen h, namentlich der an consonanten gehängten, mit ausname der th, und auch viler zum vocale gefügten, sind wir schon allmählich los geworden, und es ist gewiss an der zeit, den gebrauch des h als denungszeichen mit einem schlage gänzlich aufzuheben, und so unsere schrift von einer nutzlosen überladung zu befreien. Ich schreibe daher einfach: zal, nemen, son, füren u. s. w. Demgemäß muss ich auch: „in, im" statt „ihn, ihm" schreiben. Wollte man die präpositionen „in, im" davon orthographisch unterscheiden, was aber wol schwerlich für notwendig erachtet werden wird, so würde es allein richtig sein, dise letzteren „inn, imm" zu schreiben, wie auch einige getan haben, womit dann die schreibung von inne, innen, drinn, innerlich u. s. w. übereinstimmte, wofür sich auch schon das goth. inn (intro) anfüren ließe.

Weinhold hat das denungs-h ebenfalls ganz verworfen und

nur in den wörtern „ihn, ihm, ihr“ beibehalten: „Das denungs-h, sagt er, werde beseitigt, höchstens bei den pronomen (ihm, ihn, ihr u. s. f.) werde ihm noch eine frist gegeben.“ Auch ich hatte in meinem ersten entwurfe in „ihn und ihm“ das h noch als orthographisches unterscheidungszeichen beibehalten, da es mir beim lesen störend war, in und ihn nicht in der schrift unterschiden zu sehen; allein nach wenigen wochen, nachdem ich mich überhaupt der h auch in der currentschrift mer entwönt hatte, hörte dise störung vollständig auf. Auch wird keiner, der sich nur einigermaßen in das mittelhochdeutsche hineingelesen hat, dort durch die gleiche schreibung des pronomens und der präposition gestört.

Das h als consonantischer auslaut des stammes, welches sich zumteil aus früherem j, w, oder auch g entwickelt hat, wird nach der vorherschenden aussprache vor einer vocalisch anlautenden endung hörbar. In der aussprache der meisten Deutschen wird sehen von seen unterschiden. Weinhold sagt zwar: „wir sprechen alle h, welche zwischen zwei vocalen stehn, nicht aus“, allein nach meinem gehör und nach dem zumteil ser feinen und geübten gehör meiner stenographischen collegen, welche in diser beziehung von den ausgedentesten erfarungen sprechen können, muss ich dem widersprechen. Bei einer nachlässigen aussprache wird allerdings oft seen statt sehen gesprochen, aber als regel und norm kann nur die aussprache sehen gelten. Wenn wir auch das h, wo es in der aussprache zum anlaut einer tonlosen silbe wird, lange nicht so stark aspiriren, wie da, wo es anlaut einer betonten stammsilbe ist, wie in gehör, so geht es doch nicht ganz verloren. Auch die oben angefürte stelle der vorrede zu Grimms wörterbuch: „wodurch zugleich reinere aussprache des organischen ie und der organischen spirans für alle inlaute, wie sehen, zehen, ziehen, fliehen, fahen u. s. w. gewonnen würde“, spricht gegen Weinholds behauptung.

Dise h müssen daher, wie es auch in unserer stenographie geschiht, festgehalten werden, und dürfen selbst da, wo ein flexionsconsonant an sie herantritt, wo sie dann allerdings nicht hörbar

sind, nicht fortgelassen werden, da es zweckmäßig ist, denselben stamm soweit als möglich in derselben form hervortreten zu lassen. Wir schreiben also: sih, sehen, seht und so auch geh, gehen, gehe, geht, steh, stehen, stehn, steht (obwol geh und steh erst stämme neuerer bildung sind, welche ursprünglich kein h enthalten, die aber jetzt gleiche berechtigung mit allen andern gewonnen haben), drehen, drehte, blühen, blühte.

Dagegen schreibe ich die substantiva: blüte, drat, nat u. s. f. one h, teils weil sie nicht von den verben blühen ꝛc. abgeleitet, sondern unmittelbar aus der wurzel gebildet sind, teils weil auch beim antritt eines bildungslautes das h, welches nicht mer gehört wird, fortfallen kann.

Die wörter früh (ahd. fruo, mhd. vruo) froh (ahd. fro), stroh (stro) haben ein erst in der neueren zeit aufgekommenes schluss-h und man könnte daher dises h wider fortwerfen wollen, und müsste dann natürlich auch: früling, frölich, stroig u. s. w. schreiben. Vergl. Heyse I, 220. Weinhold behält froh, früh, will aber früling, frölich. Er sagt: „das h in froh rechtfertigt sich durch das w, was ursprünglich hinter dem vocale stund, das h in früh hat eine stütze an dem mhd. j: früeje; in früling ebenso in frölich ist das h nicht am orte.“ Wenn man aber das h in früh und froh für gerechtfertigt hält, so wird man es auch vor der antretenden ableitungssilbe, also auch in frühling und fröhlich beibehalten müssen. Ich trage daher bedenken, dises h aufzugeben, und bleibe bei: früh, froh, frühling, fröhlich u. s. w.

Die zum ursprünglichen stamme gehörenden h einiger, meist zusammengezogener, wörter wird man wol als historisch gerechtfertigt beibehalten können. Dahin gehören besonders die wörter: ähre, dohle, fahnden, fehde, lehn, allmählich (allgemach), gemahl, vermählen, mohn (mhd. mâge, mâhe), schmählen, stahl (stahel, woneben aber auch schon mhd. stâl, engl. steel), trähne, erwähnen, zähre. Auch in befehlen, empfehlen (goth. filha, ahd. filhu, mhd. vilhe) wird man das h als ein versetztes, obwol es eigentlich nicht zur ursprünglichen stammsilbe gehört, wol beibehalten können, wodurch dann die

dahin gehörigen formen von den zu felen und fallen gehörigen othographisch unterschiden sind, z. b. empfihl und entfiel.

Mit dem aufgeben der denungszeichen gehen allerdings die orthographischen unterscheidungen zwischen her, heer und hehr, meer und mehr, leer und lehr, war, wahr und waare ꝛc. für unsere gewönliche schrift verloren, und man könnte dis immer als einen gewissen nachteil ansehen, der aber gegen die großen vorteile, die durch die vereinfachte rechtschreibung gewonnen werden, nur als unbedeutend erscheint. „Wol weiß ich,“ sagt hierüber beruhigend Grimms Vorrede sp. LVI, „was man zur entschuldigung mancher widersprüche und ungenauigkeiten vorbringt: es sollen dadurch verschidenartige wörter von einander gehalten werden, man setze ihn und seyn, damit sie von der präposition in und dem possessivum sein fern stehn bleiben; sicher war das nicht der anlass zur schreibung; womit hätten denn ihr, bey, frey nicht zusammenfallen sollen? Kein mhd. blatt wird unverständlich dadurch, dass in beiden fällen einförmig in und sîn geschriben steht: denn in allen sprachen, zumal neueren, begegnen sich die gestalten viler wörter, z. B. lat. canis (singst, hund), suis (der sau, seinen), bellum (krieg, den schönen), frons (stirne, laub); ĕdit (isst), ēdit (gibt heraus); ŭti (wie), ūti (gebrauchen); franz. son (laut, kleie, sein), ton (laut, dein), en (in, davon = lat. inde), und so unzäligemal; wer denkt daran sie anders zu schreiben? im zusammenhang der rede wird alles klar; durch in würde man auch gewaren, ob her das mhd. her (exercitus), hër (huc), hêr (clarus) meine, welche drei wörter die mhd. handschriften ganz gleich schreiben, uns erst die grammatik zu sondern gelert hat. Was soll ein unterschid zwischen wider (contra), wieder (rursus), da wir doch aber (vero) und aber (rursus) unausgezeichnet lassen? die gewönliche schreibung kann lange nicht allen feinheiten der aussprache nachgehen wollen, sie weiß nichts von einem ë oder ê und â, nur genauere schreiber wandten accente und circumflexe an, oder strebten einzelne ë und ê durch ä und ee zu erreichen. Lateinische bücher drücken die quantität der vocale auch nicht aus, griechische nur einiger, nicht

aller. Entspringt uns irgend beschwerde daraus, dass wir mhd. gebôt (mandavit) und gebot (mandatum) beide gebot schreiben? oder soll hier unser großer buchstabe das substantiv retten? Das hülfe ja nichts für den fall, dass das verbum den satz anfinge."

Die furcht vor zweideutigkeiten ist, wenn man nicht zugleich die gemination des einfachen consonantischen auslautes und die denungszeichen verwirft, wodurch unsere schrift in der bezeichnung der quantität der vocale eine vil größere bestimmtheit bewart, als die lateinische, ganz gewiss eine unbegründete. Am ersten könnte villeicht einmal eine solche da entstehen, wo in zusammensetzungen eine vorsilbe mit einem begriffsworte in der bezeichnung zusammenfällt, wie z. b. her (huc) und her (exercitus) in herfart. Da wäre die einfachste aushülfe, in fällen, wo ja einmal eine verwechselung befürchtet werden könnte, die zusammensetzung zweier begriffswörter durch einen bindestrich zu trennen, also, zu schreiben her-fart = heerfart, im gegensatz von herfart. Wie klar und natürlich sind dagegen die stenographischen wortbilder. Es treten hier die vorzüge der stenographischen schrift, welche alle oben angefürten unterscheidungen, wie die von her, heer, hehr; leer, lehr; meer, mehr; war, waar, wahr u. s. w. auch one denungszeichen vor augen stellt, vor der gewönlichen schrift in ein helles licht.

Für die beibehaltung der denungszeichen ließe sich allenfalls noch anfüren, dass sie die stammsilben für das auge mit einem gewissen größeren gewichte hervorheben, wärend so kurze stammbezeichnungen, wie al, se u. dgl. neben den formsilben für das auge nicht genug hervorträten. Ich verkenne nicht, dass diser einwand für unsere gewönliche schrift nicht ganz unbegründet ist, allein da er doch nur ein mer äußerlicher und nur eine kleine zal von fällen berürender ist, so kann ich im nicht ein solches gewicht beilegen, daß er einen einfluss auf die wichtigsten grundprincipien unserer ganzen rechtschreibung ausüben könnte. Auch ist es niemals als ein übelstand betrachtet worden, dass andere sprachen ebenso kurze stämme haben, z. b. lat. i, re, os, as u. s. w.

Nach der besprechung der denungszeichen sind in bezug auf die vocale nur noch einige bemerkungen über die diphthongen zu machen.

ai, ursprünglich von ei im laute verschiden, wird jetzt mit ei ganz gleich ausgesprochen, und kann daher auch ganz entbert werden; in einzelnen fällen dient es jetzt noch als orthographisches unterscheidungszeichen.

Die wörter, welche gewönlich mit ai geschriben werden, sind:
aichen, bai, hai, hain, kaiser, laie, laib, laich, Mai, maie, mais, rain, saite, waid (färberpflanze), waise, zain.

In: der und die heide, meischen, getreide, weizen ist ei bereits herschend geworden.

Merfache erörterungen haben in neuster zeit über die schreibung der diphthongen eu und äu stattgefunden. Beide lauten nach der herschenden aussprache fast gleich, wo nicht ganz gleich.

eu steht: 1) für mhd. iu (iuw), z. b. neu (niu), spreu (spriu), getreu (getriu, getriuwe), reue (riuwe), eule (iule), heuer (hiure), heute (hiute), teuer (tiure), feuer (viur), neun (niune), fleuch (vliuch), deute (diute), Preuße (Priuze), freund (vriunt), feucht (viuhte).

Wo der umlaut von au fülbar ist, wird äu geschriben, z. b. bräute (briute), kräuter (kriuter), läute (liute, sono); häuser (hiuser), mäuse (miuse).

2) Für das mhd. öu, umlaut von ou, wofür auch öi und eu gesetzt wird. „Dises eu braucht nicht als entstellung des öu angesehen, sondern darf unmittelbar aus dem organischen au als umlaut abgeleitet werden.“ (D. Gramm. 3. Aufl. s. 185), z. b. heu (höu, höuwe), streuen (ströuwen).

Die darstellung des lautes durch äu und eu ist allerdings eine nicht ganz entsprechende, da er nicht äu und eu, sondern aü oder eü, oder villeicht noch genauer oü oder öü ist, welche alle ser nahe zusammenfließen; jedenfalls ist der ausgang nicht in u sondern in ü. Hieraus ist es auch allein erklärlich, dass sich die dichter gestatten, neigen und beugen, heiter und kräuter zu reimen.

So reimt z. b. Joh. H. Voss in einem bekannten liede:

Seht den himmel wie heiter!
Laub und blumen und kräuter
schmücken felder und hain.

Da wir aber in unsern diphthongen überhaupt den ersten vocal als den vorherschenden, bestimmenden zu betrachten gewont sind, und da die ganze art der bezeichnung der umlaute doch als eine conventionelle angesehen werden muss, so können wir es ser wol bei den schreibungen: äu und eu belassen, nur muss das verhältnis richtig aufgefasst werden. Vom standpunkte der stenographie aus, welche au und eu durch einfache zeichen darstellt und äu als umlaut von au, gerade so wie ä, ö, ü als umlaute von a, o, u durch ansetzung eines bindestrichs an die zeichen von au, a, o, u ausdrückt, ligt eine veranlassung zu einer veränderung nicht vor.

Der fremde buchstabe y ist auch nur in fremdwörtern anzuwenden.

Consonanten.

An die spitze der betrachtungen über die bezeichnung der consonanten stelle ich die classification der consonantischen elemente unserer sprache, welche irer bezeichnung im Stolzeschen schriftsysteme zu grunde ligt. Dieselben gruppiren sich, wenn ich das h, über welches schon das für den vorligenden zweck notwendige gesagt ist, jetzt außer acht lasse, in folgender weise:

I. Schmelzlaute:	m	r	l	n	ng
II. Starrlaute,					
1. Hauchlaute:	w		s		j
	f (v, ph)		ß		ch
			(j)		
			sch		
2. Schlusslaute:	b		d		g
	p		t		k.

Von den starrlauten gehören je zwei als ein sanfterer, wei-

cherer und ein schärferer, härterer zusammen: die lippenlaute w und f, b und p, die zungenlaute s und ß, d und t, und die kellaute j und ch, g und k. Nur neben dem sich an s und ß anschließenden zischlaute sch felt in unserer sprache der weichere laut, welcher dagegen in anderen sprachen, z. b. in der französischen, vorhanden ist. Die hauchlaute oder spiranten, bei denen der canal der mundhöle durch die articulirenden organe nur unvollkommen geschlossen wird, so dass noch ein ausweg für den hauch bleibt, stehen deshalb den stummen oder schlusslauten, bei denen der canal der mundhöle gänzlich geschlossen wird, als eine nidrigere articulationsstufe bildend voran. Nach den gesetzen der lautverschiebung bilden die scharfen hauchlaute die dritte stufe zu den weichen und harten schlusslauten, so dass das schema:

b p f, d t ß, g k ch

oder, wenn wir mit den unvollkommener articulirten hauchlauten beginnen:

f b p, ß d t, ch g k

die ordnung diser verschiebungen angibt.

Zu bemerken ist nur, dass wir leider für ch, sowie für den zischlaut sch in unserem alphabete nicht, wie in der stenographie, einfache zeichen haben; für ß ist der mangel in dem lateinischen alphabete durch Grimm auf eine glückliche weise beseitigt worden; für ch und sch sind von Jacobi 1850 die zeichen ɔ und ɦ vorgeschlagen, welche nicht übel gewält sind. Namentlich würde ein einfaches zeichen für ch für unsere schrift und grammatik von großem vorteile sein.

Für die rechtschreibung ist zunächst hier das an die consonanten t, r angehängte h in betracht zu ziehen. Der harte zungenschlusslaut ist t und ein th daneben für denselben laut ist gänzlich überflüssig und falsch. In allen fällen, wo wir in deutschen wörtern th schreiben, wird genau ebenso gesprochen, wie wenn wir bloß t schriben, und nach der etymologie diser wörter darf immer nur t stehen. Das th ist nur durch eine reihe von irrtümern und verwirrungen in die schreibung deutscher wörter gekommen; die stelle der aspirata von t dagegen nimmt bei uns

die scharfe spirans ß ein. Es dürfte sich daher gegen das gänzliche aufgeben von th in deutschen wörtern, sowol im anlaute wie im auslaute, wol kaum irgend eine bedeutsame stimme erheben; auch ist dise offenbare verbesserung unserer rechtschreibung in den letzten jaren schon von vilen schriftstellern angenommen, welche sich bisher noch gegen jede sonstige veränderung der herschenden rechtschreibung gesträubt haben, namentlich scheint sie in Süddeutschland schon zimlich weiten anklang gefunden zu haben. Der vorschlag, welchen Weinhold in diser beziehung macht, ist insofern von interesse, als er genau mit dem übereinstimmt, was Stolze in seiner schrift angenommen hat. Er sagt, nachdem er hier, wie überall, die historischen data über das allmähliche auftauchen der jetzigen schreibweise sorgsam angegeben hat: „wir haben hier nur zu fragen, wie lange wir bis unnötige durch aussprache und geschichte nicht zu rechtfertigende zeichen dulden wollen. Das einzig vernünftige wäre es ganz zu tilgen; um den übergang aber zu vermitteln schlage ich vor, th aus in- und auslaut ganz zu verbannen, es im anlaut vorläufig noch zu dulden. Mit disem vorgange ist schon von den meisten neueren begonnen. Wir schreiben also zwar: that, thun, thier, thor, aber: gebeten, geräte, geraten, not, gebot, gebet. Ein gedenter laut, welcher dem th folgt oder vorangeht, kann auf seine duldung keinen einfluſs haben.“ In der stenographischen schrift, welche für th ein besonderes einfaches zeichen besitzt, hat die beibehaltung des anlautenden th den vorteil, daſs mit hülfe desselben einige nützliche sigel gebildet werden; im übrigen glaube ich, daſs in disem punkte sowol die stenographische schrift wie die gewönliche noch einen schritt weiter gehen, und daſs man one umstände auch im anlaut deutscher wörter für th nur t setzen müſse, denn das ungute kann man nicht früh genug los werden. Geht hier die gewönliche schrift voran, so wird die stenographische ir natürlich one bedenken folgen. Diejenigen stenographischen systeme, welche überhaupt von dem grundsatze ausgehen, daſs man in der stenographie nur nach dem laute zu schreiben habe, haben ja onehin, wie sich von selbst versteht, das t statt des th angenommen. Ich schreibe

daher one bedenken sowol tat, tun, tier, ter, tor, teil, tal u. s. w., wie mut, wut, flut, rot, rat u. s. w. Damit stimmt auch Grimm überein, welcher in der vorrede sp. LVIII. sagt: „th hängt uns bis auf heute noch an: es ist überall falsch in hochdeutschen wörtern, und das niederdeutsche, englische hat ganz andern grund. Man muss also: tal, teil, tor, tat schreiben so gut wie tag, teig, toll, taugt, tugend, und nicht anders in- und auslautend: mut, rat, wut, gerade wie: gebet, blut. Die schreibungen: thal, theil, thor, that, muth, rath, wuth werfen unsre mundart aus irem angel und verwirren sie gegenüber allen geschwistersprachen.“

Ebenso ist auch rh, was jetzt schon zimlich verschwunden ist, für deutsche wörter ganz überflüssig. Vile behalten es noch in rhede, rheder, rhederei, wo aber auch ein einfaches r besser ist.

Dass eigennamen mit th, rh, wie Lothar, Kärnthen, Rhein u. s. w. unberürt bleiben, versteht sich wol von selbst.

Dass th und rh zur unterscheidung gleichlautender wörter, wie thon und ton, rhede und rede kein bedürfnis ist, geht schon aus dem am schlusse unserer besprechung der vocalbezeichnung gesagten hervor.

Die vereinfachung von th in t ist übrigens der einzige fall, wo ich im consonantischen anlaut eine veränderung vorneme.

Ein übelstand, der unserer rechtschreibung allerdings noch verbleibt, ist der, dass der laut von f in einigen deutschen wörtern durch v bezeichnet wird, wärend das letztere in romanischen wörtern einen andern laut, den unseres w, darstellt. Mag auch ursprünglich unser v einen weicheren laut gehabt haben als f, so kennt doch unsere jetzige aussprache durchaus keinen solchen unterschid und auch die etymologie weist uns, wenigstens in den meisten fällen, darauf hin, dass wir es nur mit dem laute zu thun haben, den wir in allen andern fällen mit f bezeichnen. In den mittelhochdeutschen wörterbüchern finden wir daher auch meist v und f unter einen diser buchstaben gestellt; dis in neuhochdeutschen wörterbüchern nachzuamen hindern allerdings die zalreichen fremdwörter, welche mit v beginnen. Grimm sagt in der vorrede, sp. LXII.: „ahd. standen f und v inlautend noch abgesondert,

nhd. fallen beide im laut überall zusammen, schon mhd. wechseln sie oft gleichgültig, z. b. Nib. 1654,2 steht geschriben: „so vriunt nâch friunden tuont“; Iw. 6225 „vielen: enpfielen“; im Iwein wird sonst vrâgen, vrouwe, in Walthers liedern, im Parz. frâgen, frouwe gesetzt. Der laut unterscheidet nicht; unnötiger überfluss ist darum unser nhd. vest neben fest und wir verdecken mit ver und vor neben für und fürst, mit voll neben fülle diser wörter verwandtschaft. Getrauen wir uns einmal das v den Niderländern zu lassen, die seiner kaum entraten werden, selbst aber nur f zu schreiben, wie wir nur f aussprechen, so wird v seine eigentümliche bestimmnng erfüllen und wider den laut des lateinischen und romanischen v übernemen, d. h. unser jetziges w ausdrücken können; denn da wir heute nichts von dem laut eines englischen w haben, bedürfen wir auch des zeichens nicht, unser f und v träten ganz in den gothischen und nordischen stand zurück, der auch den frühsten ahd. denkmälern entspricht. Auf den ersten anblick erschine seltsam, statt: verwalten, vilfuß, vilwissend zu schreiben: fervalten, filfuß, filvissend; in der sprache und aussprache würde aber nicht das geringste dadurch gekränkt und die zeit kann kommen, wo man den vorschlag vernünftig und angemessen finden wird ....“ Allein Grimm selbst betrachtet ja dise forderung als eine solche, die erst in weiterer ferne halte, und auch ich wage es nicht, eine veränderung mit dem v auf meine hand vorzunemen, weil veränderungen in den consonantischen elementen eines wortes, ganz besonders aber in dem consonantischen anlaute bei weitem störender sind, als die fortlassung eines unnützen buchstaben, von dem sich jeder gern entwönt, sobald er den unnutzen desselben eingesehen hat. Auch ist die zal der deutschen stammsilben, welche mit v beginnen, eine so geringe, dass man sie sich ser leicht einzeln merken kann, und in den vorsilben und partikeln sind außerdem änderungen mit ganz eigentümlichen schwirigkeiten verknüpft. Im auslaute kommt v fast nur in fremdwörtern vor, wie: larve, nerv, brav, sklav. Frefel, frefler schreibe ich mit f.

Zu weitergehenden betrachtungen gibt uns nun die bezeichnung der auslautenden consonanten anlass.

Nach der gegenwärtig in dem größeren teile Deutschlands herschenden sich im ganzen zur härte hinneigenden aussprache wird die schlusconsonanz eines wortes auch selbst da, wo sie in der verlängerung des wortes durch eine vocalisch anlautende endung als weicher laut hörbar wird, fast nicht von dem entsprechenden harten unterschiden; in einigen gegenden Deutschlands, wie z. b. im gebiete der Lahn, findet das umgekerte statt, indem dort auch der harte auslaut zimlich allgemein weich ausgesprochen wird. Für die schriftliche darstellung der sprache jedoch, welche nicht direct durch den laut zum or, sondern erst mittelbar durch lautzeichencomplexe zum verstande spricht, würde schon das streben, denselben stamm auch möglichst, soweit es die lautverhältnisse zulassen, in unveränderter gestalt vors auge treten zu lassen, unsere neuhochdeutsche schreibung: leib, bad, tag, arg u. s. w. rechtfertigen, wenn gleich meist leip, bat, tak, ark und in andern gegenden Deutschlands statt des kelschlusses der scharfe hauchlaut, also: tach, arch gesprochen wird. Noch mer war die harte aussprache im mhd. herschend und es wurde da auch allgemein lip, bat, tac geschriben.

Weinhold sagt: „Darüber kann sich mit vollem rechte die frage erheben, ob wir die tenuis, die wir im auslaute fast allenthalben noch in der sprache bewart haben, in der schrift wider bezeichnen sollen. Ich möchte mich wenigstens vorläufig dagegen erklären und mit L. Uhland, alte hoch- und niderdeutsche Volkslieder I. 994, als grund anfüren, dass mit der umsichgreifenden denung der vocale eine erweichung des consonantischen auslautes in verbindung stand. Es ist allerdings selbst hinter den gedenten lauten, der kurzen zu schweigen, hierdurch nicht die reine media, sondern höchstens ein mischlaut erwachsen, den die schrift seit dem 14. jarh. zu bezeichnen strebte: für t und k erscheinen seitdem dt, gk im aus- und inlaute. Wir sind heute des gk ledig, haben aber in todt, schmidt, stadt fast allgemein, in brodt, erndte, schwerdt noch häufig genug das dt behalten. Wie sich die schreibung brot, ernte, schwert schon in weiten kreisen durchgesetzt hat, so muss auch die von tot, schmit, stat hergestellt

werden. Dasselbe gilt von sante, waute, gesant, bewant, gewant, beret, gescheit, wo dt fälschlich aus zusammensetzung verteidigt wird."

Ich schreibe: brod, ernte, gescheit, schwert, tot, schmid. Für stadt sollte man eigentlich nach heutiger orthographie statt schreiben; doch ist dises wort in seiner schreibart mit dt so fest geworden und zugleich in so vile eigennamen übergegangen, dass eine umänderung seiner schreibweise nicht möglich ist. In den formen sandte, wandte, gesandt, gewandt, beredt, welche zwar eigentlich erst später zu besprechen sein würden, die ich aber, da sie von Weinhold mit den übrigen mit dt geschribenen wörtern zusammengestellt sind, auch hier gleich besprechen will, ist t als der der schwachen conjugation angehörige flexionslaut anzusehen, wärend das d dem, was wir als stamm anerkennen müssen, angehört. Ich glaube daher dass wir in disen formen die schreibung mit dt beibehalten müssen. Die ältere schreibung: sante, wante kann, wie es mir scheint, für unsere jetzige schrift hier nicht die allein maßgebende sein.

Da wir besondere zeichen für die gedenten und geschärften vocale nicht haben, so dient uns, wie dis auch schon oben erläutert ist, der merfache (reine) consonantische auslaut oder bei einfachem reinen auslaute die verdoppelung desselben als zeichen der schärfung des vocals. Dabei ist nur zu bemerken, dass die verdoppelung von k in unserer schrift dem von jeher herschenden gebrauche gemäß nicht durch kk, sondern durch ck bezeichnet wird; ferner dass ch und sch, für welche wir einfache zeichen nicht haben, nicht verdoppelt werden. Im 17. jarh. hatten zwar einige schriftsteller angefangen, auch ch zu verdoppeln, also zu schreiben: machchen, sachchen u. s. w., doch hat das niemals anklang gefunden. Man schreibt: brach, schmach, hoch u. s. w., welche langen vocal haben, und daneben: krach, dach, wach, loch u. s. w., in denen der vocal geschärft ist, one unterscheidung. Gewönlich ist der einfache vocal vor ch kurz; lang ist er hauptsächlich in den präteritis: brach, sprach, stach, welche ursprünglich im singular ă, im plural ā hatten, und den damit zusammenhangenden substantiven: brache, sprache und in wörtern, welche vormals uo

hatten: wie bruch, buch, buche, fluchen, kuchen, suchen, tuch, wucher, ferner in schmach, hoch ꝛc. — sch dagegen kommt als auslaut, aus sk oder sc hervorgegangen, in deutschen wörtern fast nur nach kurzem vocal oder nach einem diphthongen vor; langen vocal haben wir vor sch fast nur in brasch, bräsche, wusch, wo das u des präteriti aus uo, Grimms VII. conjugation, entstanden und daher regelmäßig lang ist. Vergl. Heyse I., 710.

Die verdoppelung des consonanten wird, wo sie den schluſs eines wortes bildet, allerdings nur zu einem conventionellen merkmale der kürze des vocals, dagegen wird sie in der mitte der wörter zwischen vocalen durch ein längeres verweilen der sprachorgane in der dem consonanten entsprechenden stellung beim übergange von der einen silbe zur andern wirklich hörbar. Weinhold sagt zwar in diser beziehung: „Ein organisches zeichen ist sie nicht; ich kann jeden laut nur einmal aussprechen, jeder consonant und vocal hat seine bestimmte schwere. Strenge ich die sprachwerkzeuge für einen laut mer an, so entsteht keine verdoppelung sondern eine steigerung, die zwar einen verwandten aber nicht denselben laut gibt. Ich vermag kein doppeltes kurzes i zu sprechen, sondern bei fortbewegung des sprachorganismus in der i-reihe wird langes i, weiterhin ei erzeugt. Ebenso kann ich nur einfaches g aussprechen: denn verstärke ich den kellaut, so erhalte ich nicht die doppelte media, sondern die tenuis k (die auch in der schrift durch gg bezeichnet wird?) und suche ich k zu verstärken, so entsteht ch. Mit den flüssigen consonanten verhält es sich ebenso wie mit den mutis, nur daſs für sie keine solche fortbewegung stattfindet, auch sie können nur einmal ertönen. Der doppelconsonantische laut ist eine grobe täuschung, welche durch die vorangehende kürze hervorgerufen wird; nach langem vocale doppelte consonanten zu sprechen, möchte ich denen zur probe aufgeben, welche an der richtigkeit der hier dargelegten ansicht zweifeln."

Allein es ist dis ein irrtum, welcher aus einer verwechselung der intensität bei der hervorbringung der sprachlaute mit der zeitlichen dauer des verharrens der sprachorgane in einer bestimmten

lage, welche selbst bei den explosiven lauten möglich ist, hervorgegangen zu sein scheint. Ganz abgesehen davon, dass durch bloße stärkere anstrengung der sprachwerkzeuge nimmermer aus dem i ein ei, oder aus dem explosiven k ein continuirliches ch werden kann, kann man ser wol nicht bloß nach kurzen, sondern auch nach langen vocalen einen ganz bestimmten unterschid zwischen einem einfachen und einem gedoppelten consonanten machen. Spreche ich das wort bote aus, so schließt die erste silbe vocalisch und die zweite fängt mit dem schlusse der organe, den das t bedingt, an; spreche ich dagegen das wort otto, so schließt die erste silbe mit dem t-schlusse, die organe verharren wärend einer gewissen dauer in diser stellung und es bildet dann durch das aufheben dises schlusses der schlusslaut t wider den anlaut der zweiten silbe. In dem ersten falle spilt das t nur die einfache, im letzteren dagegen eine doppelte rolle. Dasselbe ist nach langen vocalen möglich, und es gibt daher auch nach solchen consonantenverdoppelungen, wie z. b. im griechischen: μᾶλλον, ἧττον, γλῶσσα, γλῶττα. Ganz dasselbe findet bei der schnellen aussprache der wörter statt, in welchen durch zusammensetzung gleiche consonanten an einander treten, wie annemen, einnemen.

Der umstand, dass ch nicht verdoppelt wird, und scheinbar auch ß, wovon nachher die rede sein wird, scheint den anlass dazu gegeben zu haben, dass Grimm bedenken trägt f und s am ende eines wortes oder vor einem hinzutretenden consonanten zu verdoppeln. Er hat in seinen früheren werken die schreibung: stof, gewis 2c. durchgefürt. Ausfürlich spricht er sich darüber aus in der vorrede zum wörterbuche sp. LIX.

„Man will heute hof, graf, schuf, schlief der gedenten, aber schiff, griff, schlaff der kurzen aussprache halben. Dann müsste auch: abb, obb, mann, binn, hinn, unn für ab, ob, man, bin, hin, un geschriben sein; oben wurde gesagt, dass es unnötig ist die denung oder undenung zu bezeichnen, f ist so ein scharfer laut, dass seine doppelung gar nicht ins or fällt und erst inlautend zwischen vocalen vernembar und in zwei silben verteilt wird, schiff wäre schiphph und unaussprechlich, schiffen, schaffen

aber spricht sich aus schif-fen, schaf-fen, die silbenabteilung schiff-en ist so unrichtig wie die von geb-en, mein-en für ge-ben, mei-nen, als hätte sich die silbe um den stamm zu kümmern. Warum sich also sträuben gegen schift (navigat), schaft (parat), da doch schaft in freundschaft gleichfalls aus schaffen gebildet wurde, die aussprache völlig dieselbe ist? Lessing schrib häufig das einfache f und auch Voss im Homer: schif, hofnung, gewafnet, wie Engländer mit ship, Niderländer mit schip, Dänen mit skib ausreichen, Schweden mit skep für skepp ausreichen könnten, doch ist pp weit erträglicher als ff. Ebenso bewandt ist es um den scharfen laut des s, das widerum am schluss des worts und vor andern consonanten nicht verdoppelt werden sollte; wie man lat. schreibt as, assis, bes, bessis, ahd. hros hrosses, giwis, giwisses, ist auch mhd. und nhd. zu schreiben kus, ros, mis, gewis, ergebnis, und küst, mist = küsset, misset. Zwar die goth. schreibung hat giss, stass, gatass, aber hochdeutsch ist sie nicht zu befolgen."

Indem ich in bezug auf dise stelle die silbenabteilung und die bezeichnung des auslautenden consonanten vor hinzutretendem flexionsconsonanten, auf welche gegenstände ich später kommen werde, noch bei seite lasse, bemerke ich zunächst, dass ich nicht finde, dass so unbedingt gesagt wäre, es sei unnötig, die denung oder undenung zu bezeichnen, was auch wol nicht hätte gesagt werden können. Wenn im lateinischen quantitätsunterschide unbezeichnet bleiben, so ist das eine unvollkommenheit der lateinischen orthographie, welche wir, da wir im besitze der mittel der unterscheidung sind, uns doch gewiss nicht zum muster nemen werden. Ferner kann es hier nicht unerwähnt bleiben, dass die entgegenstellung von „schiff, griff, schlaff" und „ab, ob, man, bin, hin, un" eine in keiner weise treffende ist, da auf der einen seite lauter begriffswörter, auf der andern dagegen nur formwörter stehen, für welche letzteren das princip der gemination allerdings nicht consequent durchgeführt ist, was aber auf die schreibung der begriffswörter, bei der allein die orthographischen principien klar hervortreten, durchaus keinen einfluss haben kann, und auch in wirklichkeit in keinem einzigen falle gehabt hat. Es

gibt keine einzige deutsche stammsilbe, wenn wir von der anwendung des ß und von ch und sch, für welche im lateinischen alphabete einfache buchstaben felen, absehen, wo nach geschärftem vocale ein einzelner einfacher consonant stände.

Was nun die sache selbst betrifft, so scheint es in keiner weise gerechtfertigt, schiff = schiphph zu setzen und Grimm selbst erkennt auch in der grammatik den unterschid zwischen f und ph ausdrücklich an. Der umstand, dass wir den scharfen kelhauch, in ermangelung eines einfachen zeichens, durch ch conventionell bezeichnen, berechtigt uns noch nicht, f = ph zu setzen, ebensowenig wie der umstand, dass die Römer das griechische φ durch ph widergaben, da ja Quintilian, Cicero u. a. ausdrücklich berichten, dass die aussprache des griechischen φ eine andere gewesen sei als die des lateinischen f. Dahin deutet auch schon die classification der laute in der griechischen grammatik, nach welcher φ, ϑ, χ als aspirirte mutae oder schlusslaute bezeichnet werden, so wie auch die merkwürdige erscheinung, dass dise consonanten durch die entsprechenden tenues geminirt werden: Σάπφω, Πιτϑεύς, Βάκχος. Unsere scharfen spiranten dagegen sind nicht schluss- sondern hauchlaute. Mit der größten klarheit ist diser unterschid in Prof. K. Heyses abhandlung: System der Sprachlaute; Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache; herausgegeben von Dr. Albert Hoefer, B. IV., heft 1., auseinander gesetzt.

Heyse classificirt nämlich, indem er besonders zwischen hauch und stimme unterscheidet, die einfachen consonanten in folgender weise:

A. Continuae.

I. Hauchlaute oder spiranten: unvollkommne articulation, verbunden mit dem dieselbe durchdringenden hauch	f	ß	ch
		sch	
II. Stimmlaute (intonirte consonanten).			

1) halbvocale, unvollk. artic. verbunden mit der stimme	w	s	j
		fr. j	
2) liquidae, vollk. artic. verbunden mit der stimme			
α, mundlaute		l	r
β, nasenlaute	m	n	ng
B. Explosivae.			
III. Stumme oder starre laute, mutae, vollk. artic. mit nachfolgendem hauch			
1) mit dem spiritus lenis			
a, weiche (mediae)	b	d	g
b, harte (tenues)	p	t	k
2) mit dem spiritus asper, aspiratae			
a, weiche	bh	dh	gh
b, harte	ph (φ)	th (ϑ)	kh (χ).

„In den mutis, sagt er a. a. o. s. 57, erreicht der consonantismus seinen gipfel. Durch vollkommne articulation one einmischung des hauches oder der stimme gebildet, haben sie den festesten reinconsonantischen lautstoff und die am schärfsten begrenzte form. Als explosive laute sind sie durchaus keiner dauer fähig; sobald sie hörbar werden, hören sie auf es zu sein. Dise ganz ideelle natur drückt die benennung stumme laute durch den in ir enthaltenen widerspruch trefflich aus. Sie haben in irem momentanen hervorbrechen und verschwinden ein minimum sinnlicher warnembarkeit und sind eben deswegen die geistigsten und bedeutsamsten aller sprachlaute.

Nächst der unterscheidung der mutae nach dem der explodirenden articulation nachfolgenden hauche (spir. lenis oder asper) kommt in beiden gattungen der unterschid der weichen und harten laute in betracht, der auf dem grade der intensität des lautstoffes beruht, wärend die organische qualität der entsprechenden

weichen und harten laute die nämliche ist. Die weiche muta wird durch gelindere stemmung der organe, die harte durch stärkere stemmung derselben und plötzlichere aufhebung des verschlusses hervorgebracht. —

Die weichen mutä β, γ, δ näherten sich in der altgriechischen aussprache der natur der weichen aspiratä bh, dh, gh, die im griechischen nicht ausdrücklich vorhanden sind; sie wurden mit einem merklicheren hauche gesprochen, als die harten π, κ, τ. Daher stellten die griechischen grammatiker sie als μέσα (mediae) zwischen die ψιλά (tenues) und die (harten) aspiratä = δασέα in die mitte. Als nachwirkung diser lauteigentümlichkeit sprechen die Neugriechen das β sehr weich, fast wie das lat. v, das δ fast wie dh, das γ vor α und ο wie gh, vor αι, ε und dem i-laute unserm j änlich. Nur auf diser lauteigenheit der griech. sprache beruht die in der allgemeinen lauttheorie unbegründete benennung mediae für die weichen laute b, d, g und die stellung derselben zwischen tenues und aspiratä. Dem physiologischen system und der organischen entwicklung der laute zufolge sind die s. g. mediä vilmer die grundlaute der stummen consonanten, und die richtige folge ist: b p ph, d t th, g k kh.

Die aspiratae unterscheiden sich ebensowol wie die mit dem spir. lenis verlautbarten mutä in weiche und harte. Beide arten sind im sanskrit vollständig entwickelt; die griech. sprache kennt nur die harten: φ, ϑ, χ. Unter den germanischen sprachen besitzt die angelsächsische die weiche dentale aspirata dh neben der harten th und unterscheidet beide laute durch besondere schriftzeichen. Im englischen fließen sie graphisch zusammen, lautlich aber besteht noch immer ein unterschid zwischen der wirklichen, mer wie dh lautenden aspirata (in thou, thus, that, brother &c.) und der in eine spirans aufgelösten dem scharfen s sich nähernden (in thick, three &c.). Die harte dentale aspirata th hat auch das gothische und spuren derselben zeigen sich noch im ahd. In den spätern epochen der deutschen sprache aber verschwindet sie und geht in die verwandte tenuis oder media über. Die labialen und palatalen aspiratä scheinen in den germanischen sprachen zu

keiner zeit dem echten laute nach vorhanden gewesen zu sein, wenn auch ph im ahd. und bh besonders im altsächs. als schriftzeichen vorkommt. Wie das f, so ist auch das ch, wofür im ahd. auch h und hh steht, wol zu keiner zeit aspirata (wie das griech. χ), sondern stets spirans gewesen. Ebenso felen der lat. sprache, die eine entschidene abneigung gegen die aspiration zeigt, und den von ir abstammenden romanischen, wie auch den slawischen sprachen, die echten aspiratä völlig.

Dafs φ, ϑ, χ im altgr. echte aspiratä d. i. explosive consonanten mit nachfolgendem hauche sind, leidet keinen zweifel. Bei Dionys Hal. 14 werden dise laute den übrigen mutis in hinsicht irer organischen hervorbringung ganz gleichgestellt und nur durch den stärkeren nachhallenden hauch unterschiden; und weiterhin erklärt derselbe die aspiratä für die vorzüglichsten, kräftigsten laute (κράτιστα), weil sie bei vollkommenster articulation mit starkem hauche gesprochen werden. Auch der grammatiker Dionysius Thrax rechnet φ, ϑ, χ zu den mutis. Quintilian XII., 10 unterscheidet den lat. spiranten f ser bestimmt von der griech. aspirata φ, womit auch Priscian I., 4 zu vergleichen ist. Allmählich aber ging der kräftige starrlaut der aspirata in die weichere, fließende aussprache der spirans über. Dise entartung scheint im 2. jarh. schon entschiden gewesen zu sein; denn Sextus Empir. rechnet φ, ϑ, χ unter die ἡμίφωνα, mit der mer historischen bemerkung, dafs andere sie als ἄφωνα betrachten. Der Neugrieche spricht das ϑ änlich dem zur spirans gewordenen engl. th, φ und χ aber ganz wie f und ch."

Unsere hauchlaute f, ß, ch sind vom hauche durchdrungene, aber eben so einfache articulationen, wie b, p, d, t, g, k, denen sie sich in der lautverschiebung unmittelbar anschließen und von denen dann in dem systeme der laute wider durch die weichen hauchlaute w, s, j der übergang zu den vocalen gemacht wird. Als continuirliche laute sind die hauchlaute sogar noch in weiterem sinne verdoppelungsfähig als die explosiven schlusslaute. Wenn wir ch nicht verdoppeln, so ist, wie schon erwähnt, der grund davon eben nur der ganz äußerliche, dafs wir mit dem von einer

fremden nation her aufgenommenen alphabete für disen laut kein einfaches zeichen erhielten. Sollte sich für ch ein solches zeichen ban brechen, so würden wir wol mit aller sicherheit darauf rechnen können, dass auch die gemination desselben die folge davon sein würde, und es lässt sich nicht verkennen, dass dadurch unsere rechtschreibung einen fortschritt in der consequenz und lauttreue der bezeichnung machen würde. Für f existirt aber ein änlicher grund nicht, und es ist daher auch stets one scheu, ja selbst mit einer besondern vorliebe geminirt worden, so dass uns das „efef" sogar zum sprichworte geworden ist. „Auf ff ist man so erpicht, sagt ja Grimm selbst in der vorrede sp. LVIII., dass es selbst in die russischen namen Orloff, Demidoff, Suwaroff eingetragen wird, die mit nichts als slavischem ov lauten." Es ist daher dise gemination eben so gut zu hegen wie jede andere, die wir haben, so lange wir nicht die gemination überhaupt durch ein einfacheres und besseres hülfsmittel ersetzt sehen, wie dis z. b. in der englischen phonographie der fall ist, wo die gedenten und geschärften vocale durchweg durch besondere zeichen dargestellt sind. Wenn Voss „schif, hofnung, gewafnet" schreibt, so kann der grund villeicht nur darin ligen, dass er dise wörter mit gedentem vocale aussprach, wie überhaupt manche redner, namentlich kanzelredner, das musikalische element der sprache ser hervorzuheben, und zu dem ende auch kurze vocale zu denen geneigt sind. Die anfürung des englischen ship — des dänischen und holländischen hier zu geschweigen — kann dagegen nichts beweisen, da ja das grundprincip der englischen orthographie nicht mit dem der neuhochdeutschen übereinstimmt, indem sich dort die alte schreibart, wonach am schlusse der stammauslaut nach kurzem vocal nur einfach steht, erhalten hat, was widerum mit dem abfall der flexionen und der dadurch entstehenden vorherschenden einsilbigkeit zusammenhängt, wärend bei uns, wo der stammsilbe überwiegend noch eine tonlose e-silbe anhängt, auch für den bloßen stamm die gemination zur regel geworden ist. Man vergleiche die englischen bid, cat, map und änliche mit unsern: bitten, katze, mappe. Aber selbst davon ganz abgesehen, wird ja auch die ganze berufung am schlagendsten da-

durch widerlegt, dass, mit ausname der beiden formwörter if und of, im englischen auf geschärften einfachen vocal immer nur ff folgt, z. b. buff, puff, muff, cuff, staff, raff, riff u. s. w., gerade so wie mit ausname des wortes gas (verwandt mit ghost angels. gast, holl. geest, geist) es kein einziges englisches begriffswort gibt, in welchem s nach kurzem vocal nicht verdoppelt wäre, z. b. pass, miss, class, grass, kiss.*)

Was würde aber auch dadurch gewonnen sein, wenn wir begrif, stof, gewis schriben und unmittelbar daneben: begriffe, stoffe, gewisse?

Eine besondere betrachtung ist für die zungenspiranten s und ß und deren geminationen erforderlich. Dise laute haben an sich schon etwas schwankenderes beweglicheres als alle übrigen; darauf deutet schon die große verschidenheit der stelle, welche man inen bei der classification der laute angewiesen hat. Wärend in Herschels lautsystem (on Sound. Encyclopaedia Metropolitana, 1830) s in der doppelten rolle des letzten vocals und des ersten consonanten auftritt, rechnet es die griechische grammatik mit λ, μ, ν, ϱ zu den halbvocalen; wir haben es unter die hauchlaute gestellt, in welcher rolle es an diser stelle, wo es sich um die bezeichnung des einfachen oder geminirten consonantischen auslautes handelt, allein in betracht kommt. Es sind hier, wie bei allen andern starrlauten, zwei laute zu unterscheiden: die weichere spirans, die wir mit s, und die schärfere, die wir mit ß bezeichnen, für welche beiden laute das lateinische alphabet nur den buchstaben s bot.

*) Monosyllables ending in f, l or s, preceded by a single vowel, double the final consonant, as staff, mill, pass: except if, of, as, gas, has, was, yes, is, his, this, us, thus. — Words ending in any other consonant than f, l or s, do not double the final letter, except add, odd, ebb, egg, inn, err, purr, butt, buzz and some proper names. — Monosyllables and words accented on the last syllable, when they end with a single consonant preceded by a single vowel double their final consonant before an additional syllable that begins with a vowel, as rob, robber, permit, permitting. Except. x final, being equivalent to ks, is never doubled. Goold Brown, Institutions of English Grammar. 4. ed. New-York 1830.

Die verwirrung, welche hieraus entstanden ist, wurde noch dadurch gesteigert, dass neben der scharfen spirans ß noch ein anderer aus t hervorgegangener, zusammengesetzter laut, z, steht. So einfach in physiologischer beziehung der unterschid zwischen s, ß und z ist, so ist er doch bis in die neuste zeit oft gänzlich verkannt. So sagt z. b. Weinhold: „Die hochdeutsche aspirata der zungenlaute ist z, die sich in einen harten und einen weichen laut, in z und ß nach heutiger bezeichnung teilt.“ Dis ist jedoch nicht richtig. Historisch sind beide laute aus t hervorgegangen, und schon diser umstand spricht dafür, dass beide nur zu den harten lauten gehören können; eigentliche aspirata von t haben wir nicht, ire stelle aber vertritt die scharfe spirans ß, ganz so wie an die stelle der aspiraten von p und k die spiranten f und ch getreten sind, z dagegen ist, obwol es in der lautverschiebung neben ß als dritte stufe zu d und t hinzutritt, doch physiologisch etwas davon wesentlich verschidenes, nämlich die verbindung des schlusslautes t mit der spirans s oder eigentlich mit der scharfen spirans ß, wofür man jedoch gewönlich hier s setzt, weil es sich nach den gesetzen der assimilation von selbst versteht, dass es ts eigentlich nicht geben kann, sondern nur tß, woneben dann als weicher zusammengesetzter laut ds gleich dem griech. ζ steht.

Betrachten wir nun die orthographische darstellung diser laute und irer geminationen für unsere heutige sprache, so müssen wir natürlich hier, wie überall, von dem einfachen phonetischen grundprincipe ausgehen, werden aber daneben auch die historische entwicklung der sprache nicht außer acht lassen dürfen, welche uns namentlich in einzelnen fällen, wo der sprachgebrauch schwankt, die entscheidung erleichtern wird.

Aus der classification der laute folgt, dass wir folgende unterscheidungen zu machen haben:

1) Für den einfachen weicheren laut, wozu ich auch der früher gemachten allgemeinen bemerkung entsprechend das schluss-s rechne, welches bei der verlängerung des wortes durch eine vocalisch anlautende endung als weicher laut gehört wird, nach langem vocal, gebrauche ich das einfache s, z. b. las, lasen, gras, grases,

hase, leise, rose. Ebenso schreibe ich dis, dise, indem ich dis nicht als zusammengezogen aus dises, sondern als einfachen stamm ansehe, ferner weil in der schreibung diß, wenn sie sich auch historisch rechtfertigen lässt, der eigentliche stammauslaut, s, untergegangen sein würde, und endlich weil in dem formworte schon das streben nach kürze die einfachere schreibung rechtfertigt.

2) Für den harten, scharfen, die aspirata von t vertretenden laut, wo er einfach, d. h. nach langem vocal steht, setze ich ß, z. b. fuß, füße, maß, mäßig. Es entspricht dis dem mhd. ȥ, z. b. saȥ = saß, grüeȥe, hieȥ.

Soweit findet in der anwendung der zeichen s und ß, wo deutsche lettern angewandt werden, und bei der anwendung lateinischer lettern da, wo man den Grimmschen buchstab ß angenommen hat, allgemeine übereinstimmung statt. Dagegen wird die sache schwiriger, sobald wir es mit der gemination, d. h. mit dem auslaut nach kurzem vocal, zu tun haben.

3) Die verdoppelung des weichen consonanten, d. h. der weiche laut nach kurzem vocal, kommt in der neuhochdeutschen sprache nur selten, namentlich in provinzialismen vor, wie:

quasseln, bissen (von kühen), bisswurm, grisseln, krisseln, dusseln, drusseln, fusseln, grusseln (in Grimms Märchen gruseln), kusseln, nusseln, pusseln.

(Man vergleiche die englischen dazzle, bezzle, crizzle, frizzle, grizzle, nozzle, buzz, fuzz, fuzzle, guzzle, nuzzle, puzzle und dergleichen.) Die bezeichnung dises lautes durch ss kommt zwar in collision mit der sogleich zu betrachtenden gemination des scharfen lautes, indess wird daraus kein großer Nachtheil erwachsen, weil eben die genannten wörter als provinzialismen kaum in die höhere schriftsprache eingedrungen sind. Will man sie aber unterscheiden, so wird es am besten sein, im lateinischen drucke, zum unterschide von ss, ſſ zu setzen: quaſſeln, duſſeln etc., oder wo man ſ nicht hat: quas̄eln, dus̄eln; im deutschen druck könnte man sich wol am einfachsten, wenn es einmal nötig sein sollte, durch quäseln, düseln ꝛc. helfen.

4) Für die verdoppelung des scharfen lautes nach kurzem

vocal, welche eigentlich durch ßß bezeichnet werden müsste, ist, weil man für ß keinen einfachen buchstaben im lateinischen alphabete fand, ſſ, am ende der wörter ſs, im lateinischen druck dagegen ss gebräuchlich, z. b. fluſs, flüſſe, nuſs, nüſſe, waſſer u. ſ. w., im lateinischen druck: fluss, flüsse, nuss, nüsse, wasser u. ſ. w.

Diſe bezeichnung iſt in neuerer zeit vilfach angefochten worden, und zwar aus folgendem grunde. Hiſtoriſch ſind in diſem ſſ zwei verſchidene dinge enthalten. Es gibt nämlich eine kleine zal von wörtern, in welchen das ſſ nicht, wie in den meiſten andern, eigentlich ein geminirtes, aus t entſtandenes ß iſt, ſondern ein geminirtes urſprüngliches ſ iſt. Welches diſe wörter ſind, wird aus den folgenden citaten hervorgehen, weshalb ich ſie hier nicht beſonders anzufüren brauche. Im laute fallen beide arten von ſſ zuſammen; da ſie aber verſchidenen urſprunges ſind, ſo zieht ein teil der hiſtoriſchen ſchule der germaniſten es vor, für das geminirte ß lieber ein einfaches ß zu ſetzen, alſo lieber die gemination und damit die bezeichnung der denung oder ſchärfung des vorhergehenden vocals aufzugeben, als es zu dulden, daſs in der gemination das auf t weiſende ß mit dem urſprünglichen s gleich bezeichnet werde.

Als ein gegner der anwendung des ſſ für das eigentliche ßß iſt u. a. Ph. Wackernagel aufgetreten, in der vorrede zur zweiten auflage der Auswahl deutſcher Gedichte, Berlin, 1835. Er ſagt:

„Die allein richtige ſetzung des ſs und ß, die ich durchgefürt, kann keine gegner finden, da hier zufällig, wie ſelten, das richtige wirklich in der mitte lag. Denn ſchreiben vile fälſchlich mißbrauch, roß, kenntniß, ſo iſt es den anhängern der Heyſeſchen grammatik eigen, ebenſo falſch daſs, muſs, ſchloſs zu ſetzen. Kein wunder alſo, wenn ich mein buch denjenigen ſchriften anreihe, die gegen diſe verwirrung längſt das etymologiſch richtige geltend gemacht. J. C. A. Heyſe muſs man es danken, daſs er die uns eigne ſcheu, am ende eines hochdeutſchen wortes ſs zu ſchreiben, auf ſeine gefar gebrochen; kein Engländer würde be-

greifen, warum wir nicht ebensogut gleichnifs schreiben können, wie er likeness. Auch sind wir so eigensinnig bloß für die deutsche schrift; sobald wir uns der lateinischen bedienen, schreiben wir unbedenklich nicht nur Ross, gewiss, sondern auch schliessen, weiss und überall kein sz, villeicht weil wir das deutsche ß allmählich, was der künftigen einfürung eines noch bessern zeichens zu statten kommen wird, für einen einfachen schriftzug haben ansehen, obwol nicht nennen lernen. In warheit ist die theorie des hochdeutschen ß eine ser einfache. Es verhält sich zu t, wie f zu p und ch zu k; es ist die aspirata des t, also eigentlich th, wie es im englischen auch geschriben wird. Die 3 hauptlautreihen sind, mit auslassung der nasenaspiraten, dise:

milde tenuis,	scharfe tenuis,	spirans,	milde aspirata,	scharfe aspirata
b	p	w	bw	pw
d	t	s	ds	ts
g	k	j	gj	kj.

Bekannt ist, dafs man von je, wiewol nicht durchgängig, bei der bezeichnung der aspiraten die neutrale kelspirans h statt der besondern w, s, j, die eigentlich gesprochen werden, gesetzt, und bh th, dh ph, gh kh (oder ch) geschriben hat; ferner dafs zu disen lautreihen noch die verbindungen ppw = pf, tts = tß = z und in schweizermundarten kch hinzutreten. Wer eine niderdeutsche mundart sprechen kann oder einen nordischen dialect, villeicht niderländisch, englisch oder schwedisch versteht, weiß nun, dafs in disen sprachen überall, wo im hochdeutschen die scharfe aspirata oder die eben erwähnte verbindung derselben mit irer tenuis steht, die reine tenuis gesprochen wird, und hierin allein ligt die entscheidung für fs und ß. Wärend wörter mit s oder fs disen laut durch alle dialecte behalten, steht ß im hochdeutschen nur da, aber auch da notwendig, wo jene dialecte an seiner stelle t, oder dänisch d aufweisen. — — Wenige wörter, wie es, das, was, aus, bis, bekommen, wiewol die conj. daß und die präp. außer das ß festhalten, jetzt so allgemein bloßes s, dafs sie mit ß zu schreiben nicht weniger auffallend wäre, als

wollte man auch der neutralen adjectivendung noch dises ir recht widerfaren lassen. Gegen die schreibung loß, kreiß entscheiden sich in Norddeutschland die zweisilbigen formen, in denen bloß s gehört wird. Ob dis oder diß zu schreiben sei, ist schwerer zu entscheiden. Dis könnte als gewönliche abkürzung von dises angesehen werden, die jedes neutrale adjectiv im nom. und accus. erfaren kann: manch volk, dis volk, für manches volk, dises volk. Allein ein darauf folgendes zweites adj. müsste dann starke flexion bekommen: manch großes volk; es heißt jedoch: dis große volk. Dadurch wird es bedenklich, abkürzung anzunemen, vilmer ratsam, neben der regelmäßigen adjectivform: diser, dise, dises ein besonderes neutrum diß als dem niderländischen dit und dem ältern hd. diz entsprechend, zuzulassen.

Praktisch für jeden, dem kein niderdeutscher oder nordischer dialect geläufig ist, also namentlich für alle oberdeutschen schulen, folgt aus jener vergleichung die regel, dass erstens alle fremden wörter, wie pass, tasse, interesse immer ss, nie ß haben; sodann dass der deutschen wörter mit ss nur wenige sind, nämlich:

dessen und wessen, die verlängerung von des und wes; missen und die vorsilbe miss: missbrauch, missetat; die nachsilbe niss: kenntniss; esse, kresse, kuss, ross, gewiss, und die eigennamen: Hessen, Meissen, Preussen.

Dise wörter darf man sämmtlich auslautend mit bloßem s schreiben: misbrauch, kenntnis, gewis, kus, ros, wie in, man, königin einfaches n haben. Allein sie können ebensowenig jemals auslautendes ß bekommen, wie die auf ß je inlautendes ss. Dis verfaren der neueren orthographie, inlautend geminirte spirans für aspirata zu setzen, wird jedem, der sich daran gewönt hat, erst dann in seiner ganzen seltsamkeit erscheinen, wenn er in den andern lautreihen sich inlautendes ww und jj für f und ch geschriben denkt: gebrojjen für gebrochen, wie geflossen für geflоßen. Beständen für ch und ß einfache zeichen, änlich dem f, so würden wir dise nach kurzem vocal verdoppeln und: weich, wichch, reiß, rißß, wie greif, griff schreiben können. Mit dem ß war dis in früherer zeit, wo es durch bloßes z bezeichnet wurde,

möglich: man schrib: slüzzel, geslozzen. Doppeltes s für ß oder ßß zu schreiben kann nur denjenigen mit der aussprache verträglich scheinen, denen auch einfaches s wie ß klingt. Auslautend bemerken die meisten allerdings keinen unterschid mer: los klingt inen wie groß: wärend im englischen bei der eigentümlichen aussprache des th, das freilich auch nach beiden seiten in d und s hinüberschwankt, und z. b. in der 3. person der verba fast allgemein den laut des s bekommen hat, doch niemals was auf lath gereimt werden könnte, sowenig wie früher im hochdeutschen los auf groß. Anlautende ß sind schon früh sämmtlich in z, wie die wenigen anlautenden f in pf übergegangen; wo inlautendes ß gebliben, behauptet es seinen unterschid von s, und nur provinziell wird weisen nicht von weißen unterschiden." — —

Daran schließt sich nun in dem hauptpunkte, auf den es hier ankommt, Weinhold an. Diser sagt:

„Das weiche ʒ (ß) wurde in älterer zeit entweder durch dasselbe zeichen wie das harte oder durch ʒ oder durch ʒʒ ausgedrückt; letzteres lässt sich vom 8—15. jh. verfolgen. Daneben wird ʒs (auch ʒss) geschriben; sʒ finde ich zuerst im 13. jh.: am ende desselben beginnt die verderbnis dises lautes in rede und schrift; zuweilen wird er statt s gesetzt, gewönlich aber ist, dass er durch ss und s beeinträchtigt wird. Im 14. jh. wird auf disem wege weiter fortgeschritten, und im 15ten ist bereits die richtige anwendung des ß als ausname zu betrachten; im inlaute hat gewönlich ss, im auslaute s die stelle eingenommen. Dasselbe verhältnis waltet in manchen drucken des 16. jh., z. b. in Luthers bibelübersetzung (1545); andere schreiben im auslaute besonders einsilbiger worte ß, inlautend aber ss; schwankungen kommen jedoch vor. Seb. Francks Weltbuch, auch die Argenis von Opitz (Breslau, 1626) übersetzt, können belege dafür sein. Die beiden worte das und was hatten ihr ß, ausgenommen sie wurden verkürzt geschriben oder gedruckt, früh verloren und das wurde in seinen beiden bedeutungen gewönlich mit s geschriben. Gegen ende des 16. jh. begann man aber die conjunction von dem pronomen zu scheiden: das Frankfurter liederbuch von 1584

und der Esop des Burk. Waldis von 1584 zeigen bereits die stäte unterscheidung zwischen das und daß, die sich seitdem festgesetzt hat.

Die vermischung des ß mit ſs und s dauerte im 17. und 18. jh. fort und nam noch zu. So gehört denn heute die kenntnis, wo ß und ſſ richtig stehen, zu den seltensten gütern der Deutschen. Die gewönliche regel der orthographen (Heyſe, Vernaleken) lautet: nach geschärftem vocale schreib ſs, nach gedentem ß. Becker spricht geradezu aus: aus ß entwickele sich durch schärfung ſs. Von männern, welche den satz „schreib wie du sprichst" entweder one weiteres oder nur verhüllt zum grundgesetz der lautbezeichnung machen, ist allerdings keine andere ansicht zu erwarten und mit inen lässt sich nicht rechten; mögen sie ire schreibweise nach jedem jare und nach jedem hause ändern. Ich aber glaube noch an eine geschichte und ein inneres fest und fein gegliedertes leben der sprache und habe erfurcht vor ir als der schöpfung des ewigen geistes, an der nicht jeder nach seinem zufälligen belieben und nach der biegung seiner zunge ändern darf. Mir und allen gleichgesinnten sind ß und ſs zwar änlich klingende, aber in irem wesen ganz verschidene laute: ſs ist doppelung des sauselautes, ß ist die aspirata der zungenlaute. Die erkennungsgründe für ß sind in seiner berürung mit z und t deutlich genug gegeben; man findet aus demselben stamme z und ß entwickelt: ergetzen, vergeſſen; hitze, heiß; klotz, kloß; metze, maß; netzen, naſſ; ritz, riſſ; schlitz, schleißen; schmitz, schmeißen; schütz, schießen; schwitzen, schweiß; sitzen, saß; witz, wiſſen u. a., und wem das niderdeutsche oder andere nicht hochdeutsche germanische sprachen bekannt sind, wird in den worten, wo sie t haben, hochdeutsch ß an seiner stelle finden. Ich will hiernächst die worte auffüren, in denen ß geschriben werden muſs; manche werden sich darunter finden, welche ein einfaches s besonders im auslaute fälschlich angenommen haben:

amboß, ameiße, emßig, auß, baß, beßer, beißen, biß (imbiß, schlambeißker), biß (usque), die biß (cuneus), beißel, bloß flachsboße, buße, daß, diß, dreißig, droßeln (droza kele, aber droſſel turdus), eß, eßen, eßig, faß, gefäß, faßen,

feßel, fleiß, befließen, fraß, freßen, fuß, gaße, geiß, vergeßen, gießen, goß, guß, goße, gleißen, grieß, groß, gruß, grüßen, haß, heiß, heißen, schultheiß, Heßen (Chatti), horniß (hornuz), jauße, keßel, kloß, krebß, kreiß, laß, läßig, laßen, loß (sors), maß, mäßig, meßen, sich maußen, maußern, meißel, meßer, müßen, muße, naß, neßel, genießen, genoße, unpaß (eig. unbaß), nuß, reißen, riß, Reußen, ruß, rüßel, saß, saße, gesäß, seßel, schießen, schuß, schoß (surculus, census), geschoß, schleißen, verschlißen, schließen, schloß, schlüßel, schmeißen, schmiß, schoß (sinus), schüßel, schweiß, simß, spieß, spleißen, sprießen, sproß, stoßen, stößer, straße, strauß, süß, truchseß, waß, waßer, verweiß, verweißen (strafen), weiß (albus), ich weiß, wißen, weißagen, gewißen.

Es zeigt sich hierdurch, dass wir in mereren worten, wie in aus, bis, kreis, krebs, los, verweisen, wo das s herschend geworden ist, ß herzustellen haben. Ob wir in das, was, dasselbe tun sollten, kann nicht zweifelhaft sein, wol aber ob die durchfürung jetzt schon möglich ist. Vorläufig mag es unterbleiben, ebenso wie die herstellung von ß in es und den neutralflexionen der adjectiven im nom. und acc. sing., z. b. gutes, liebes. In manchen worten wird ß mit unrecht gesetzt, erboßen für erbosen, deßhalb für deshalb, geißel (flagellum), was durch ß von geisel (obses) unterschiden werden soll (beide worte haben einfaches s: geisla, gisil), gräslich (nd. greselik, eigentlich gruselich), mus, niesen, ros (höchstens ross zu schreiben, wie im inlaute ss heraustritt: des rosses, die rosse, vergl. engl. horse), schleuse (exclusa), weshalb. Ebenso haben wir ß aus der unmittelbaren verbindung mit t überall zu verstoßen; es ist hochdeutsche lautregel, die im mhd. durchgefürt ist, dass sich ß vor t zu s mildert, also beste, faste, gröste, muste, wuste. — Zur vollständigkeit mögen noch die worte aufgefürt werden, in denen ss an der stelle ist:

blass, blässe, brasse, brasseln, prasseln, dasselbe, dessen, drossel, esse, gleissner (glihsenaere), hissen, kreissen (kreisten,

kreischen), kresse, kufs, küssen (osculari), küssen (pulvinar), messing, mifs-, missen, -nifs, nisse (lendes), pressen, prassen, rasseln, wessen, gewifs.

Ebenso ist ss in allen fremdwörtern zu setzen: assessor, bossiren, glosse, klasse, kolofs, masse, messe, pafs, passen, posse, procefs, professor, recefs."

Es lässt sich nicht läugnen, dafs wir es vom standpunkte der sprachgeschichte aus wol als einen vorteil ansehen müssten, wenn die beiden arten von ss, das geminirte ursprüngliche s und das geminirte ß, verschiden bezeichnet würden, vom standpunkte der heutigen sprache aus aber müssten wir dis als eine unnütze last ansehen, da ein unterschid in der aussprache beider fälle nicht gemacht wird. Aber auch vom historischen standpunkte aus lässt sich das ss für ß rechtfertigen. Grimm selbst sagt zur verteidigung desselben in der vorrede sp. LX:

„Schon die alte schreibung Hessen (Nib. 175, 1) für Hezzen, Chatti, lifert solches ss, das sich selbst im goth. vissa für vitida, ahd. wessa entfaltete und mhd. handschriften gewären es noch sonst, z. b. besserôn, bei Grieshaber 2, 76; wasser, 2, 95; vressen, 2, 134; vassen, fergessen, vergisset, 1, 105, 106, 111 u. s. w. Nach langem und gedenten vocal haftet hingegen ß, wie das mhd. z hier nicht verdoppelbar ist: aßen, straße, fleiß, heißen, gießen, groß, größe, süß, süße. Inlautend fallen uns ss und zz zusammen: gewissen (certum) klingt uns wie wissen (scire), bissen (momorderunt), wärend s und ß nach langem vocal hörbar verschiden lauten: weisen, weißen; heiser, heißen; meise beschmeiße."

Ein grund für dise schreibung ligt auch noch eben darin, dafs wir in allen fremdwörtern disen laut immer durch ss bezeichnen müssen.

Der grundfeler der ganzen auffassung Wackernagels und anderer ist der, daß ß für einen zusammengesetzten laut gehalten wird. Ebensowenig wie f = pw und ch = kj ist, kann man ß = ts, z = tts setzen. Wenn dis richtig wäre, so würde z nur nach kurzem vocale stehen können, und ein anlautendes z gar nicht möglich

sein, tz wäre dann gar = ttts. Dass wir ferner weisen und weißen verschiden aussprechen, unterligt keinem zweifel; es kommt aber darauf an, ob wir in wörtern wie rosse und geschosse, die esse und ich esse etc. einen unterschid in der aussprache der ss machen, und da kann ich nur Grimms behauptung, dass ein solcher unterschid nicht stattfindet, vollkommen beistimmen, und die entgegengesetzte ansicht ist mir unerklärlich. Niemand würde nach der art, wie wir sprechen, auch nur die entfernteste anung davon haben können, dass in wissen und gewisse zwei verschidene arten von ss enthalten seien. Daher, glaube ich, hat hier die berücksichtigung der sprachgeschichte für die feststellung der rechtschreibung ire natürliche grenze und es muss die berücksichtigung der jetzigen sprache, die doch auch zur historischen entwicklung gehört, in den vordergrund treten. Es würde dagegen ein wesentlicher mangel unserer schrift sein, wollten wir schoß (sinus) und schoss (surculus, census), welche ganz verschiden lauten, gleich schreiben. Ebenso gut wie wir neben f ein ff im auslaute dulden müssen, müssen wir auch neben ß irgend ein zeichen für dessen gemination dulden. Will man nun eigentliches ss und ßß unterscheiden, und die entstehung des ß aus dem t überall vor augen legen, so sehe ich gar nicht ein, warum man nicht den allereinfachsten und natürlichsten weg geht und wirklich ßß schreibt. So lange man sich aber dazu nicht entschließt, stelle man wenigstens die aussprache für alle fälle anschaulich dar, indem man das gleichklingende gleich, das verschiden klingende verschiden bezeichnet. Ein bedürfnis zu einer weitern unterscheidung ligt für die nation im allgemeinen nicht vor.

In einigen fällen, wo der sprachgebrauch schwankt, wird man immer noch mit großem nutzen die sprachgeschichte zu rate ziehn können und müssen. So sagt man in manchen gegenden russ, in andern ruß. Das mhd. ruoʒ wird uns hier als grund dienen können, dass wir uns für das letztere entscheiden. Wo aber die heutige aussprache entschiden der etymologie widerspricht, müssen wir der aussprache folgen und dise durch die schrift darstellen, denn nicht das vergangene tote, sondern das gegen-

wärtige lebendige soll geschriben werden. Wir sprechen lose (sortes), wärend die etymologie loße verlangen würde, änlich verhält es sich mit ameise, emsig, gemse, kreis, sims, verweis u. e. a., umgekert mit erboßen statt erbosen, geißel statt geisel u. e. a. Scheuslich ist zusammengezogen aus scheuselig; weißagen durch misverständnis zu weissagen geworden.

Wenn man auf die von mir angenommene einfache weise zwischen s, ß und ſs unterscheidet und für den lateinischen druck die Grimmsche type für ß anwendet, wird es auch ganz unnötig für die lateinische und deutsche schrift eine andere orthographie zu befolgen. Dem lat. s entspricht ſ und s, dem ſs ß, dem ss endlich ſſ und ſs oder die von Heyse eingefürte aus ſ und s zusammengezogene type, und es stimmt dann die von mir befolgte orthographie vollkommen mit der Heyses überein. Auf dise art habe ich in der Zeitschrift für Stenographie seit irem erscheinen im lateinischen druck unterschiden, one auf eine schwirigkeit gestoßen zu sein. Einwendungen dagegen sind mir noch nicht zu oren gekommen, wol aber von manchen seiten zustimmung. Für ire weitere verbreitung ist es gewiſs von bedeutung, daſs auch die schreibart, welcher Stolze in seiner kurzschrift den vorzug gegeben hat, damit übereinstimmt. Von schriftstellern, welche ire werke in lateinischen lettern drucken lassen, ist mir, wenn ich einige schulbücher ausneme, erst einer vorgekommen, welcher dieselbe unterscheidung macht, nämlich H. Ewald in seinen werken, unter denen ich hier besonders die Geschichte des Volkes Israel bis Christus, II. Ausg. Göttingen 1853, nenne, jedoch mit der abweichung, daſs er ſſ vor einem hinzutretenden consonanten in ß verwandelt, also da die gemination aufgibt, z. b. haſs, gehaßt. Dis läſſt sich aber nicht rechtfertigen, wovon ich nachher noch weiter sprechen werde, und widerspricht durchaus dem eigentlichen grundprincip unserer ganzen unterscheidung, indem dann in wörtern wie fußte und wußte (wuſſte), faßt und faßt (faſſt) u. s. w. der unterschid der denung und schärfung der vocale unbezeichnet bleibt.

Daſs man, wie Wackernagel behauptet, bei anwendung der

lateinischen buchstaben, unbedenklich sowol für ſs wie für ß, ss anwende, ist wol jetzt kaum noch zutreffend. In druckereien, wo man weder ſ noch ß hat, weiß man sich allerdings nicht anders zu helfen, ebenso auf monumenten, wo man nicht gern neuere buchstabenformen anwendet. So lesen wir z. b. auf dem monumente des großen Königs:

FRIEDRICH DEM GROSSEN.

Aber ein jeder fült den übelstand, und wer es in den druckereien irgend zu erreichen vermag, unterscheidet ß von ss entweder durch die Grimmsche type oder, wo das nicht angeht, durch ſs, welches letztere z. b. in den schriften der hiesigen kgl. Akademie gewönlich für ß steht.

Als ausnamen von unserer allgemeinen regel sind einige formwörter und formsilben zu betrachten, in denen der einfachheit wegen da, wo nach den aufgestellten principien ß oder ſs stehen müſste, s steht, namentlich:

es, das, was, bis, aus, die neutralendung es;

wie ja auch sonst in vilen formwörtern und formsilben der kürze wegen die gemination des auslautenden consonanten vernachläſsigt ist, z. b.:

ab, ob, an, man, von, in, bin, hin, un, um, mit, hat.

Die endung niſs (goth. in-aſsus, ahd. niſsa, niſsi) habe ich in der zeitschrift mit ſs beibehalten: ereigniſs, ereigniſse. Grimm, von der Hagen, Wackernagel, Weinhold, Olawski und vile andere schreiben übereinstimmend einfaches s, und nur wenn eine vocalisch anlautende endung hinzutritt ſs: ereignis, ereigniſse. Da in der bezeichnung der nebensilben überhaupt das streben nach kürze überwiegt, auch eine undeutlichkeit dadurch nicht entstehen kann, und ich gern so vil wie möglich mit den genannten autoritäten übereinstimme, so hält mich nichts ab, mich dem letztern gebrauche anzuschließen, wodurch die schreibung analog wird der allgemein gebräuchlichen -in, -innen (ahd. inna): königin, königinnen. Man muſs aber festhalten, daſs allein das princip der kürzern untergeordneteren bezeichnung der nebensilben es ist, was dise schreibung zuläſsig macht.

Ebenso wird dann auch miss als vorsilbe, vor einem consonanten in mis abgekürzt werden können: mismut, misverständnis, aber: missetat.

Da ß nicht einen zusammengesetzten laut, sondern einen einfachen grundlaut bezeichnet, so würde man es, obwol dergleichen einfürungen immer mit großen schwirigkeiten verbunden sind, auch für angemessen halten müssen, für disen buchstaben statt der sein eigentliches wesen in keiner weise andeutenden benennung „eszet“ eine einfache benennung anzunemen. Will man dis, so dürfte das einfachste sein, in analog der lateinischen benennung von x und zur leichten unterscheidung von s „iss“ zu nennen und in mit diser benennung im alphabete auf s folgen zu lassen. Dass übrigens die von Grimm für disen buchstaben eingefürte und schon zimlich verbreitete type nicht in das Wörterbuch eingang gefunden hat, wird mit recht von vilen seiten bedauert.

Was die stellvertretende gemination ck, und das sich daran anschließende tz betrifft, so scheint für die verwandlung derselben in kk und zz, welche von Schleiermacher und einigen andern eingefürt sind, kein hinreichender grund vorzuligen, die letztere sogar unrichtig zu sein, da in tz nicht ein geminirtes z, sondern ein geminirtes t enthalten ist. Weinhold bemerkt hierüber: „Die verdoppelung des harten z wurde in früherer zeit zuweilen durch zz bezeichnet (fragm. theot. 11, 13. hymn. V, 3, VI, 4. Otfr. I, 5, 40. Vor. Ged. 218, 16. Schlettst. Gl. 5, 343. 361. Mar. Himelf. 1637), heut ist tz beliebt, das nach gemeiner regel hinter allen geschärften vocalen steht. Auch dise erfindung ist nicht neu, denn schon im 9. jh. wurde tz so gebraucht; auch in liquidalverbindungen finden wir es im 11ten und den folgenden jarhunderten. Im 15. und 16. jh. erscheint tz sogar im anlaute. — Nach der oben aufgestellten ansicht haben wir uns gegen die richtigkeit von tz zu erklären; indessen wird es vorläufig wie jede andere verdoppelung zu dulden sein. Nur in verbindung mit andern consonanten ist es gleich andern geminationen zu tilgen. Der streit, ob tz oder zz zu schreiben sei, ist ganz müßig.“ — Nach dem obigen kann ich nur tz beibehalten. Wollte man es ver-

werfen, so müsste dafür nicht zz, sondern nur einfaches z eintreten, da ja z schon ein zusammengesetzter laut ist.

Bei der abbrechung, welche hauptsächlich zu Schleiermachers änderung den anlass gegeben zu haben scheint, wird man unbedenklich dek-ken, set-zen schreiben können. Der ganzen richtung, welcher die fortentwicklung unserer schrift überhaupt von irem gegenwärtigen stande der gleichgültigen coordination der buchstaben aus zu einem engern anschlusse an den sprachbau sich one zweifel in zukunft merundmer zuwenden wird, entsprechender würde freilich die etymologische abbrechung deck-en, setz-en sein, wie z. b. die Engländer abbrechen teach-er, great-er, fool-ish, call-ing, remark-able. Für dise änderung haben sich in neuster zeit auch vile und ser gewichtige stimmen, unter inen auch Weinhold, erhoben. Da sich aber auch gewichtige gründe für die beibehaltung unserer jetzigen abbrechungsart anfüren lassen — wir sprechen indertat nicht dekk-en, sondern dek-ken — so habe ich mich nicht zu einer änderung entschließen können.

Gehen wir nun noch einen schritt hinaus über die bisherigen betrachtungen, welche sich im wesentlichen auf die schreibung der stammsilben unserer sprache bezogen, so haben wir namentlich das verhalten des stammes beim antritt von flexions- und bildungslauten und -silben und beim hinzutritt neuer stämme, der eigentlichen zusammensetzung, ins auge zu fassen. Die frage, auf welche es vorzugsweise dabei ankommt, ist die: soll die gemination des auslautes unter allen umständen gehegt werden, oder kann in gewissen fällen für dieselbe der einfache auslaut eintreten?

Da die gemination zur erkennung der denung und schärfung des vocals, und somit zur lautbezeichnung und zur unterscheidung einer großen zal verschidener stämme, welche sich nur durch die denung und schärfung des vocals unterscheiden, notwendig ist, so wird sie auch sowol in der flexion wie in der zusammensetzung, sei es mit endungen oder mit andern begriffswörtern, gehegt werden müssen: schiff, schiffs, schiffbar, schiffbruch. Dagegen wird man, wo bildungsconsonanten zu dem stamme treten, durch welche

die kürze des vocals hinreichend angedeutet wird, den einfachen consonanten eintreten lassen können. Ich schreibe demnach: du schaffst, kannst, gönnst, spinnst, gewinnst, brennst, schwillst, bekannt, kenntnis (vom part. prät. gebildet), ich musste, wusste, (als von müssen, wissen abgeleitet; die alten formen muste, wuste würden unseren jetzigen principien nicht mer entsprechen), bewusst, sammlung u. s. w. Dagegen: geschäft, kunst, gunst, gespinst, gewinst, kunde, samt ꝛc. —

Herschen kommt nach Grimm von hêr = hehr, nicht von herr, d. i. dem comparativ desselben hêr = ahd. hêriro. So auch herschaft (mhd. hêrschaft). — Wollte man, wie bis Grimm bei f und s will, Ewald bei ss = ßß, Weinhold endlich bei allen consonanten tut, vor jedem hinzutretenden consonanten die gemination verwerfen und also schreiben: nent, stelt, begint, trift, konte, solte, nante, bekant, verbant, verhält, bestimt, geschikt; treflich; algemein, willkür u. s. w., so würden wir offenbar einen großen teil des bisherigen gebäudes der rechtschreibung one not über den haufen werfen, und zallosen zweideutigkeiten tor und tür öffnen. Sätze, wie: „ich habe seine hand gefült“, oder „bis der markgraf die leut ermant“ ꝛc. würden nicht mer one weiteres verständlich sein, und es würden sich leicht hunderte von sätzen bilden und aus klassischen schriftstellern nachweisen lassen, wo man ser wol in zweifel sein könnte über das was denn eigentlich hat gesagt werden sollen. Die schöne klarheit und bestimmtheit unserer schrift würde wesentlich beeinträchtigt werden, und von einem feststehenden stets deutlich bezeichneten stamme würde nur noch in einem ser beschränkten umfange die rede sein können. Dass man im mhd. schrib: erkant, genant, gerant, hängt mit den damaligen allgemeinen principien der rechtschreibung zusammen, kann uns aber nicht veranlassen, zu diser ältern schreibweise zurückzukeren, da die spätere zeit hier, von einem andern principe ausgehend, einen wesentlichen und notwendigen fortschritt gemacht hat.

Auch die alte regel, dass vor t ß und ss in s verwandelt und danach: gröste, muste, wuste, faste (von fassen) geschriben werde, ist nicht aufrecht zu erhalten. Nach den grundsätzen un-

serer neuhochdeutschen rechtschreibung können wir nur: größte, musste, fasste schreiben; nur in beste hat sich st erhalten und kann wol umsomer bleiben, da die ableitung desselben nicht mer deutlich vor augen ligt.

Wo durch die zusammensetzung gleiche consonanten zusammentreffen, müssen sie auch unverkürzt beibehalten werden: schnelllauf, stalllicht, stammmutter, betttuch, schifffart (schiffart würde schiff-art sein); ebenso rohheit. Vom standpunkte unserer stenographie aus, welche doch ganz besonders die aufgabe hat, auf kürze hinzuarbeiten, würde es als etwas rein unmögliches erscheinen, in solchen zusammensetzungen einen der consonanten ausstoßen zu wollen. Nur in einer ganz kleinen zal von zusammensetzungen, wie dennoch, mittag ist die ausstoßuug eines consonanten durch den gebrauch sanctionirt. Das streben unserer heutigen schreibweise, möglichst die volle form eines jeden teils der composition für das auge festzuhalten, ist ein der gegenwärtigen entwicklungsstufe unserer schrift durchaus entsprechendes und kann daher nicht getadelt werden.

Einen fortschritt, welcher sich eng an die stenographie anschließt und, sobald man sich einmal daran gewönt hat, das lesen erleichtert, sehe ich darin, wenn man gewisse zu einem begriffe zusammengehörige wörter, welche verbunden ausgesprochen, und auch in andern sprachen oft durch ein wort ausgedrückt werden, als ein wort schreibt. Unter den mir bekannten schriftstellern geht H. Ewald hierin am weitesten. Ich will einige beispile aus seiner Geschichte des Volkes Israel hier anfüren:

aberauch, aberdoch, alsauch, alsob, amende, ansich, auchnur, auchwenn, aufsneue, bisdahin, bisjetzt, ebenda, ebensovil, ebensowenig, ebensowol, fürsich, gesetztauch, gleichwie, imallgemeinen, imganzen, imgroßen, imgrunde, imstande, inallem, indertat, insich, irgendein, irgenetwas, irgendwelche, merundmer, mitrecht, nachinnen, nichtbloß, nichteinmal, nichtimgeringsten, nichtmer, nichtnur, nichtsovil, nichtsowol, nochdazu, nochimmer, nochmer, nochnicht, nochso, oderaber, oderdoch, odergar, sichselbst, soauch, sodass, solange, soser,

sovil, sondernauch, vonaußen, vonanfangan, vonjeher, vonjeztan, vonseiten, vonselbst, vonvornherein, vorallem, wennauch, wieauch, wiedenn, wieser, wievil, wievilmer, zugrunde, zumerstenmale, zumglück,, zumteil, zumvoraus.

Im allgemeinen sind solche zusammensezungen, in deren bildung die sprache allmählich weiter geht, durchaus zweckmäßig und werden sich one zweifel immermer ban brechen; welche der einzelne schriftsteller gebrauchen will, wird man natürlich seinem ermessen überlassen müssen, eine vollständige übereinstimmung hierin würde gewiss eine pedantische forderung sein.

Um die betonten: der, das, ein u. s. w. hervorzuheben, welche in der stenographie im gegensaz zu dem anschluss des artikels durch isolirung kenntlich gemacht werden, wenden manche neuere schriftsteller den accent an: dér, dás, éin. Es wird wol von geringer bedeutung sein, ob wir zu disem zwecke einen accent, gesperrten druck oder einen großen anfangsbuchstaben anwenden; es mag dis füglich dem einzelnen überlassen bleiben; aber irgend eine auszeichnung diser wörter, wenn sie den ton haben, ist für das schnelle verständnis und das richtige lesen oft wünschenswert.

Fremdwörter und Eigennamen.

In fremdwörtern, welche aus dem lateinischen stammen, behalte ich gern das c, sowie in denen aus dem griechischen das ph, obwol wir es in unserer aussprache nicht von f unterscheiden, als charakteristisch bei, doch wird dem allmählich fortschreitenden gebrauche von k und z für c wol kaum einhalt getan werden können. Die folgenden regeln Weinholds: „Für franz. ch ist in deutschen eingebürgerten worten stets sch zu schreiben, ebenso für qu k: schaffot, schärpe, marschiren, fabrik, maske, muskete, perüke; nicht minder ä für ai: secretär, commissär, familiär; u für ou: discurs, schatulle, truppe; ü für u: lectüre, broschüre. In worten dagegen, welche noch nicht eingebürgert und deren lautverhältnisse den deutschen nicht anbequemt sind, ist die fremde schreibweise treu widerzugeben," stimmen im wesentlichen mit den re-

geln, welche Stolze darüber gegeben hat, überein. Vergleiche Stolzes Lergang S. 84—88. Dasselbe gilt von dem, was Weinhold über die eigennamen sagt: „Deutsche eigennamen sind streng zu schreiben wie sie überlifert sind, mögen auch die schriftzeichen unserer ansicht gänzlich widersprechen; der name eines menschen ist eine urkunde, die nicht gefälscht werden darf.“ Die entgegenstehende ansicht Grimms würde, wenn man sie durchfüren wollte, zu ser erheblichen übelständen füren.

Bindestrich. Apostroph.

Grimm sagt, seite 21 der schrift über das pedantische: „Erklärte liebhaber sind auch die pedanten unnötiger striche und haken; striche möchten sie, so vil möglich ist, in der mitte von zusammensetzungen, haken überall anbringen, wo inen vocale ausgefallen scheinen; sie lieben es zu schreiben: himmel-blau, engel-rein, felschlagen und buch's, kind's, lis't, iss't, leb'te, geleb't; inen sagt zu das französische garde-meuble, bouche-rose, epicondylo-sus-métacarpien, nichts aber erwirbt sich mer iren beifall, als dass die Engländer von eigennamen wie Wilkins oder Thoms einen s. g. genitiv Wilkins's, Thoms's schreiben, mit welchem man nun sicher sei den rechten nominativ zu treffen. Was eine fast alles gefüls für flexion verlustig gegangene sprache nötig erachtet, will man auch uns zumuten! sollte die schrift alle vocale nachholen, die allmählich zwischen den buchstaben unserer wörter ausgefallen sind; sie hätte nichts zu tun als zu häkeln, und wer würde setzen mögen Eng'land, men'sch, wün'schen, hör'en? der schreibung, die ire volle pflicht tut, wenn sie alle wirklichen laute zu erreichen sucht, kann nicht das unmögliche aufgebürdet werden, zugleich die geschichte einzelner wörter darzustellen.“

Weinhold spricht sich ganz änlich aus. Sowol der bindestrich wie der apostroph sind, auch meiner ansicht nach, nur da zu verwenden, wo sie die übersicht erleichtern oder zur richtigen auffassung und zur vermeidung von zweideutigkeiten dienen; in diser beziehung wird namentlich der apostroph bei namen nicht

immer entbert werden können, z. b. in redensarten wie: Ellis' Phonotypie, die Rossi'sche familie, zum unterschide von der Rossischen familie, wo die namen Rossi, Ross sonst ser leicht verwechselt werden könnten. Die schrift muss in solchen unterscheidungen oft mit großer sorgsamkeit verfaren.

Die unterscheidung zwischen dem t der flexion und des stamms nach dem s, wie z. b. in las't und last, ras't und rast, kos't und kost u. dgl. würde sich da, wo ſ und s vorhanden ist, wie überall bei deutschen lettern der fall ist, auch ser einfach durchfüren lassen, one dass dazu der apostroph nötig wäre, indem man setzte: last, laſt; rast, raſt ꝛc. Allein da die gewönliche schrift überall sonst dem leser überlässt, flexions- und stammlaut nach dem zusammenhange zu unterscheiden (niemand schreibt er mach't im gegensatz zum substantiv: macht), so wird auch hier der zusammenhang füglich als ausreichend betrachtet werden können.

Große Anfangsbuchstaben und lateinische Schrift.

Die großen anfangsbuchstaben zur hervorhebung der substantiva scheinen mir weder notwendig noch zweckmäßig; weder die sprache an sich noch die ursprüngliche lautschrift weisen durch irgendetwas auf eine solche auszeichnung einer einzelnen wortklasse hin, noch kennen die neusten anwendungen der schrift in der stenographie und telegraphie irgendeine besondere art von anfangsbuchstaben. Ich kann daher dem ausspruche Grimms, dass die schreibung der substantiva mit großen anfangsbuchstaben pedantisch sei, nur beistimmen. Weinhold sagt darüber: „Als der gefärlichste feind der majuskel trat seit der zweiten ausgabe seiner deutschen Grammatik J. Grimm auf, der iren gebrauch im anlaute gewönlicher substantiva sogar pedantisch zu nennen wagte. Das schlimmste ist, dass die vernunft sein bundesgenosse ist; so vil ist gewiss, dass schon vile seinem beispile folgen und dass am besten getan wäre, desgleichen zu tun. Dass sich die weniger gebildete menge an die verschmähung der majuskel nicht stößt, ist wenigstens in den protestantischen ländern zu sehen, wo ser vile

ausgaben der lutherischen bibelübersetzung mit kleinen anfangsbuchstaben gedruckt in den händen des lesenden volkes sind. Auch in der fibel für die katholischen volksschulen im österreichischen Kaiserstate sind in der ersten abteilung alle worte klein gedruckt: für das lesenlernen und für die denkweise des kindes ist es forderung. Auf einen streich läßt sich die majuskel nicht erlegen, man kann sie aber beschränken. Man schreibe einzig und allein die eigennamen und die wirklichen hauptwörter groß, außerdem die anredewörter."

Grimm sagt in der vorrede zum wörterbuche sp. LIV: „Kaum ein leser dises wörterbuchs wird an den lateinischen und kleinen buchstaben ärgernis nemen oder sich nicht leicht darüber hinaussetzen, allen unbefangenen aber muss die daraus entsprungene sauberkeit und raumersparnis angenem ins auge fallen. Hat nur ein einziges geschlecht der neuen schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein han nach der alten krähen. Wem das tun oder lassen in solchen dingen gleichgültig ist und jeder unbrauch zu einer unabänderlichen eigentümlichkeit des volks gedeiht, der dürfte gar nichts anrüren und müsste in allen verschlechterungen der sprache wirkliche verbesserungen sehen; es gibt aber in ir nichts kleines, das nicht auf das große einflösse, nichts unedles, das nicht irer angebornen guten art empfindlichen eintrag täte. Lassen wir doch an den häusern die gibel, die vorsprünge der balken, aus den haren das puder weg, warum soll in der schrift aller unrat bleiben?"

Ich behalte die großen anfangsbuchstaben nur für die satzanfänge, für eigennamen, erentitel, für die pronomina der anrede, wo sie, um verwechselungen zu vermeiden, unentberlich sind, und für andere dinge, welche hervorgehoben werden sollen, wie büchertitel u. dgl. bei. Ich gestehe aber auch, dass ich das aufgeben derselben für die substantiva überhaupt nicht für einen ser erheblichen gegenstand halte, und darauf beiweitem nicht den wert lege, wie auf die übrigen verbesserungen unserer rechtschreibung.

An den jedenfalls den vorzug verdienenden lateinischen druck würde sich die heranwachsende generation am leichtesten gewönen,

wenn man beim leseunterricht überall statt des jetzt üblichen ler-
ganges unserer meisten fibeln den weg ginge, welchen schon so
vile ausgezeichnete pädagogen für den bessern erklärt haben, dass
man nicht von den s. g. deutschen buchstaben zu den lateinischen
überginge, sondern die ursprünglichen lateinischen voranstellte, was
natürlich auch auf den schreibunterricht einwirken würde. Die
bestrebungen mererer neuerer lerer der kalligraphie, unter denen
ich hier besonders Heinrigs in Cöln nenne, stehen damit in inni-
gem zusammenhange. Auch Olawski sagt: „Gibt es hier keinen
ausweg? Nun jetzt lernen die schulkinder zuerst deutsch lesen und
schreiben; erst später übt man sie im gebrauche der lateinischen
buchstaben für das lesen und schreiben; könnte man die sache nicht
geradezu umkeren, die elementarschüler zuerst lateinisch lesen und
schreiben leren, und später erst deutsch.“ — Warum ist aber,
könnte mir jemand einwenden, wenn du den lateinischen druck
vorziehst, dein eigenes buch, welches ich hier in händen habe, in
deutschen lettern gedruckt? — Da sich der lateinische druck offen-
bar nur allmählich einfüren lässt, antworte ich, so musste es mir na-
türlich in dem vorligenden buche darauf ankommen, die vorgeschlage-
nen vereinfachungen der rechtschreibung auch in deutschem drucke den
lesern vor augen zu stellen. In lateinischem drucke habe ich die-
selben an einem andern orte bereits durchgefürt.

Interpunction.

Die interpunction näher zu besprechen, gehört nicht zu der
aufgabe, mit welcher ich es hier speciell zu tun habe. Da in-
dessen in neuster zeit von ser vilen seiten her das bestreben her-
vorgetreten ist, auch dise zu vereinfachen, und da schon manche
bedeutende schriftsteller damit vorgegangen sind, in welcher bezie-
hung wider vorzugsweise H. Ewald zu nennen ist, so wird es
den lesern dises büchleins villeicht angenem sein, wenn ich hier
noch dasjenige anfüre, was Weinhold in diser beziehung sagt:

„Wir können die interpunction nicht ganz mit stillschweigen
übergehen, so kurz wir auch darüber sein müssen. Der misbrauch

der mit der zeichensetzung getriben wird und der mich auch in meinen schriften oft zur strafe für meine beschränkungssucht gleich den freigebig verschenkten apostrophen angelächelt hat, ist so groß dass er nicht größer sein kann.... K. Fr. Becker hat über die interpunction in seiner grammatik ser ausfürlich gehandelt und sein verdienst ist es, das sich hier und da eine verständigere zeichensetzung kund gibt. Becker hat zur durchfürung seines satzes: „„bezeichne die größeren oder kleineren gliderpausen, die in dem richtig gesprochenen satze gehört werden, durch die inen entsprechenden satzzeichen““ sich über die satzverhältnisse überhaupt auslassen müssen: ich müsste bis auch, aber dazu gibt es weder zeit noch raum für den augenblick. Mein grundsatz ist: nur wo satzabschlüsse sind, stehe ein zeichen, bei untergeordneten sätzen das komma, bei großen gliderpausen das semikolon; der gedankenstrich stehe nur wo ein gedanke gestrichen wurde. Appositionen dürfen in keine kommas eingeschlossen werden; ein komma mitten im satze dünkt mich ser üble erfindung.“

Man vergleiche hiermit dasjenige was in der Zeitschrift für Stenographie, II. jg. IV. heft, s. 153—157 über den gebrauch der interpunctionszeichen von W. Feller gesagt ist, dessen vorschläge, wenn wir die apposition ausnemen, mit denen Weinholds nahe übereinstimmen. Dass der stenograph bei schnellen niderschriften fast gar keine interpunctionen setzt, bedarf wol kaum einer erwähnung. In der schulschrift schließt er sich dem gewönlichen gebrauche an; eine besondere veranlassung davon abzuweichen ligt im nicht vor.

Schlufs.

Durch die im obigen enthaltenen vorschläge glaube ich die deutsche rechtschreibung, so weit es nach der jetzigen lage der dinge angemessen und durchfürbar zu sein scheint, sowol nach der einen seite hin mit den dringendsten anforderungen der sprachwissenschaft, wie nach der andern seite hin mit demjenigen systeme der deutschen stenographie, welches durchaus auf wissenschaftlichen grundlagen steht und sich auch in der praxis als das kürzeste und sicherste bewärt hat — ich kann natürlich nur das Stolzesche meinen — in übereinstimmung zu bringen, und würde mich freuen, wenn ich etwas mit dazu beitragen könnte, den sinn für eine reinere und einfachere schreibung unserer muttersprache allmählich in weiteren kreisen zu wecken. Villeicht würde dadurch auch das interesse an der stenographie zugleich mit dem interesse an dem studium der entwicklung unserer heimatlichen sprache und literatur, welches einen wesentlichen teil unserer nationalen bildung ausmachen sollte, in noch erhöhtem maße belebt und gefördert werden.

Wenn ich in einigen punkten mich gegen bedeutende autoritäten und namentlich gegen die orthographie des Grimmschen wörterbuches ausgesprochen habe, so sind dis doch im wesentlichen nur untergeordnete; die abweichung meiner schreibart von dem, was Grimm teils schon selbst durchgefürt, teils als künftig einmal unerläfslich bezeichnet hat, beschränkt sich hauptsächlich auf die beibehaltung einiger weniger geminationen des consonantischen auslautes, welche Grimm zu beseitigen sucht, und auf eine damit zusammenhangende, die jetzigen laute der wörter bestimmter unterscheidende anwendung von fs und ß. In allen übrigen punkten, namentlich in dem wichtigsten, welcher das aufgeben der denungszeichen betrifft, glaube ich mit im auf gleichem boden zu stehen und auf ein gleiches zil hinzustreben: das von im geschaffene

fundament ist ja das der heutigen deutschen sprachwissenschaft überhaupt. Nur die innigste liebe zur sache und namentlich das lebhafteste interesse für alles, was mit der stenographie, diser frischen, jugendlichen blüte an dem baume unserer cultur, im zusammenhange steht, konnten mich bewegen, auch das, worin ich glaubte abweichen zu müssen, mit vollster offenheit darzulegen. Möge wenigstens dis von keiner seite verkannt werden. Das größte und volkstümlichste werk unserer zeit, der ware rumestempel der deutschen sprache und des deutschen volkes, ist vil zu erhaben, als dass hier von einer andern gesinnung, von einem andern gefüle als dem der tiefsten erfurcht und der innigsten dankbarkeit die rede sein kann. Die beleuchtung von den verschidensten seiten her aber kann ja die ware größe nur in um so hellerem glanze erscheinen lassen. Auch mit dem, was Herr von der Hagen der königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen hat, stimmt das vorgeschlagene mit fast gleicher ausname überein: ich glaube nur die grenzen hie und da etwas fester und bestimmter gezogen zu haben. Auch von Weinhold sind die abweichungen nicht so groß, wie es villeicht auf den ersten blick scheinen könnte, und ich hege die feste zuversicht, dass eine baldige glückliche und gedeihliche einigung und vereinigung eintrete, damit Nord- und Süddeutschland in übereinstimmung — viribus unitis — zu gleichem zile hinstreben.

Keineswegs befürchte ich aber, wie mir dises von einigen seiten, von nah und fern, entgegengehalten ist, dass die änderungen, bei denen ich mich in so engen grenzen, als es überhaupt der zweck und die ganze grundlage derselben gestattete, gehalten habe, selbst wenn sie sofort allgemein eingefürt würden, uns auf irgendeine weise die vorhandene literatur entfremden könnten. Von der orthographie der älteren bibeln, die noch in viler händen sind, weicht meine orthographie weniger ab als die jetzt herschende. Die dichtungen Klopstocks, Schillers, Goethes und der übrigen großen schriftsteller aus der blütezeit unserer literatur würden in dem neuen gewande, aus dem ja nur einige wenige überschüssige fäden fortgefallen wären, uns ebenso heimisch entgegenklingen,

ebenso eingreifend zu unserm herzen reden, als sie es bisher getan haben, und es tun werden, so lange es Deutsche gibt. Die in der bisherigen orthographie aufgewachsene generation würde die ausgaben, in die sie sich hineingelesen, schwerlich bei seite legen, aber auch die neue einfachere schreibweise würde inen daneben bald vertraut werden; die neu aufwachsende generation dagegen würde sich gewiss mit vorliebe neueren ausgaben zuwenden, wärend ir die älteren daneben nirgends unverständlich sein könnten. Gewönt man sich doch selbst daran, englische phonetisch gedruckte bücher neben den in der gewönlichen orthographie gedruckten one störung zu lesen! Ganz one unbequemlichkeit macht sich allerdings kein übergang, aber der fortschritt zum bessern lont stets der mühe, und gerade die pietät gegen die heroen unserer literatur, die ja alle die notwendigkeit einer verbesserung selbst gefült und anerkannt haben, welche sie freilich nach dem damaligen stande der wissenschaft nicht durchzufüren vermochten, darf uns nicht zurückschrecken vor dem versuche, die vorhandenen mängel zu beseitigen und mit schonender hand den staub von dem äußern gewande irer werke zu entfernen, sie muss uns vilmer dazu anspornen. Oder sollen wir warten, bis sich erst mit einer neuen blütezeit unserer literatur eine einfachere und reinere schreibart ban bricht? Wer kann uns sagen, wann eine solche eintreten werde, wer vermag uns eine bürgschaft dafür zu geben, dass durch eine solche später das zil erreicht werden würde? Dem dichter als solchem ist es ja doch immer nur eine nebensache, ob die rechtschreibung in seinen werken etwas mer oder weniger regelrecht ist. Der sprachwissenschaft aber und der pädagogik darf dis nicht gleichgültig sein, und sie haben an das, was zu irem gebiete gehört, keinen andern maßstab zu legen, als eben den, welcher in inen selbst ligt. Man gebe den kindern fibeln in die hand, in welchen mit den einfacheren lateinischen buchstaben der anfang gemacht wird, und in denen die orthographie von den bisherigen mängeln befreit ist, und man wird bald den außerordentlichen segen erkennen, den ein solcher fortschritt für die lerer, vor allem aber für die kinder selbst haben muss. Geht man nicht überall von

dem einfachen und ursprünglichen aus, und ist nicht dem unverbildeten menschen, in den schönen künsten so gut wie in den nützlichen, das einfache angenemer und angemessener als das verwickelte und überladene? Darum vorwärts zum besseren! Allerdings mut und ausdauer gehört dazu eingerissenen misbräuchen entgegenzutreten — und villeicht nirgends mer als in unsere orthographie, wo gegen jede verbesserung sich sogleich vile ängstliche stimmen erheben. Doch, wie sich so viles andere gute und schöne ban gebrochen hat, so wird auch hier der fortschritt nicht ausbleiben.

Um nun noch weiter zu zeigen, wie sich die von mir angenommene rechtschreibung in irer durchfürung und anwendung auf unsere neuhochdeutsche literatur gestaltet, lasse ich als zweiten teil dises büchleins einige proben aus derselben folgen. Die auswal möge man mit nachsicht beurteilen; es konnte ja hier zunächst nur darauf ankommen, an einem hinreichenden material die rechtschreibung vor augen zu füren; doch wird das gegebene auch villeicht schülern beim unterrichte in der neueren deutschen literatur als anhalt dienen können.

Proben aus der deutschen Literatur,

in vereinfachter rechtschreibung.

1. M. Luther, 1483—1546.

Ein feste Burg ist unser Gott.

Ein feste burg ist unser Gott,
ein gute wer und waffen,
er hilft uns frei aus aller not,
die uns itzt hat betroffen.
Der alte böse feind,
mit ernst ers itzt meint,
groß macht und vil list
sein grausam rüstung ist,
auf erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren:
es streit für uns der rechte mann,
den Gott hat selbs hat erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heißt Jesus Christ,
der Herr Zebaoth,
und ist kein ander Gott,
das feld muss er behalten.

Und wenn die welt voll teufel wär,
und wollt uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so ser,
es soll uns doch gelingen.

Der fürst diser welt,
wie saur er sich stellt,
tut er uns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlin kann in fällen.

Das wort sie sollen lassen stan
und kein dank darzu haben,
er ist bei uns wol auf dem plan
mit seinem geist und gaben.
Nemen sie uns den leib,
gut, er, kind und weib,
lass faren dahin,
sie habens keinen gewinn,
das reich muss uns doch bleiben.

Luther an seinen Vater Hans Luther.

(Kurz vor dessen ende.)

Gnade und fride in Christo Jesu, unserm Herrn und heiland. Amen.

Lieber vater, es hat mir Jacob mein bruder geschriben, wie dass ir färlich krank sein sollet. Weil denn jetzt böse luft und sonst allenthalben far ist, auch der zeit halben, bin ich bewegt für euch zu sorgen, denn wiewol euch Gott bisher einen festen harten leib gegeben und behalten, machet mir doch euer alter zu disen zeiten sorgliche gedanken, wiewol wir alle on das keine stünde unsers lebens sicher sind noch sein sollen. Derhalben ich aus dermaßen gerne wäre selbs zu euch kommen leiblich, so haben mirs doch meine gute freunde widerraten und ausgeredt, und ich auch selbs denken muss, dass ich nicht auf Gottes versuchen in die far mich wagte, denn ir wisset, wie mir herrn und bauren günstig sind.

Aber große freude sollt mirs sein, wo es müglich wäre,

dass ir euch ließet samt der mutter herfüren zu uns, welchs meine Käthe mit trähnen auch begert, und wir alle. Ich hoffte, wir wollten euer aufs beste warten. Darauf habe ich Ciriacus zu euch abgefertigt, zu besehen, obs euer schwachheit halben müglich wäre. Denn es geriete mit euch nach göttlichem willen, zu disem oder jenem leben, so wollt ich ja herzlich gerne (wie auch wol billig) leiblich um euch sein und nach dem vierden gebot mit kindlicher treu und dienst mich gegen Gott und euch dankbar erzeigen.

Indess bitte ich den vater, der euch mir zum vater geschaffen und gegeben hat, von herzen grund, dass er euch nach seiner grundlosen güte wollt stärken, und mit seinem geist erleuchten und bewaren, damit ir erkennet mit freuden und danksagung die selige lere von seinem sone unserm Herrn Jesu Christo, zu welcher ir auch itzt durch seine gnade berufen und kommen seid, aus dem greulichen vorigen finsternis und irrtumen, und hoffe dass seine gnade, so solch erkenntnis euch gegeben, und sein werk damit in euch angefangen hat, werde es bis zu ende in jenes leben und auf die fröhliche zukunft unsers Herrn Jesu Christi bewaren und vollbringen. Amen.

Denn er hat solche lere und glauben auch schon in euch versigelt und mit merkzeichen bestätiget, nämlich, dass ir um meines namens willen vil lästerung, schmach, hon, spott, verachtung, hass, feindschaft und far dazu erlidden habt samt uns allen. Das sind aber die rechten walzeichen, darin wir unserm Herrn Christo gleich und änlich müssen sein, wie S. Paulus sagt, auf dass wir auch seiner zukünftigen herrlichkeit gleich werden.

So lasst nu in euer schwachheit das herz frisch und getrost sein, denn wir haben dort in jenem leben bei Gott einen gewissen treuen helfer Jesum Christum, welcher für uns den tod samt den sünden erwürget hat, und jetzt da für uns sitzet, und samt allen engeln auf uns sihet, und unser wartet, wenn wir ausfaren sollen, dass wir nicht sorgen noch fürchten dürfen, dass wir versinken oder zu grunde fallen werden; er hat zu große gewalt uber den tod und sünde, dass sie uns nichts tun können; so ist

er so herzlich treu und frumm, dass er uns nicht lassen kann noch will, allein dass wirs on zweifel begeren.

Denn er hats geredet, verheißen und zugesagt, er wird und kann uns nicht liegen noch triegen, das hat kein zweifel. Bittet, spricht er, so sollt irs krigen; suchet, so sollt irs finden; klopfet an, so wird euch aufgetan werden ꝛc. Und anderswo: Alle die den namen des Herrn anrufen, sollen selig werden. Und der ganze psalter voll solcher tröstlicher verheißung ist, sonderlich der 19. psalm, welcher allen kranken sonderlich gut zu lesen ist.

Solches will ich mit euch schriftlich geredt haben, als in sorgen euer krankheit halben, dieweil wir das stündlin nicht wissen, damit ich teilhaftig werde euers glaubens kampfs trosts und danks gegen Gott für sein heiliges wort, das er uns so reichlich kräftig und gnadenreich zu diser zeit gegeben hat.

Ists aber sein göttlicher wille, dass ir sollt jenes bessern lebens noch länger verzogen, mit uns fürder in disem betrübten unseligen jammertal mitleiden und unglück sehen und hören, oder auch samt allen christen helfen tragen und uberwinden, so wird er auch gnade geben, solchs alles williglich und gehorsamlich anzunemen. Es ist doch ja dis verfluchte leben nichts anders, denn ein rechtes jammertal, darin man je länger je mer sünde, bosheit, plage und unglück sihet und erfäret, und ist des alles kein aufhören noch abnemen da, bis man uns mit der schaufel nachschlägt, da muss es doch aufhören und uns zu friden in der ruge Christi schlafen lassen, bis er kömmet und wecke uns mit fröhlichsein wider auf. Amen. —

Hiemit befehle ich euch dem der euch lieber hat, denn ir euch selbs, und solche liebe beweiset hat, dass er euer sünde auf sich genommen, und mit seinem blut bezalt, und solchs euch durchs evangelium wissen lassen, und durch seinen geist solchs zu glauben geschenkt, und also alles aufs gewissest bereitet und versigelt hat, dass ihr nichts mer dörfet weder sorgen noch euch fürchten, denn dass ir mit eurem herzen fest und getrost bleibet an seinem wort und glauben; wo das geschiht, so lasst in sorgen, er wirds wol

machen, ja er hats alsdenn schon aufs allerbeste gemacht, mer denn wir begreifen mügen.

Derselbige unser lieber Herr und heiland sei mit und bei euch auf dass (gott gebe, es geschehe hie oder dort) wir uns fröhlich widerum sehen mügen, denn unser glaube ist gewiss, und wir zweifeln nicht, dass wir uns bei Christo widerum sehen werden in kurzem, sintemal der abschid von disem leben für Gott vil geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von euch, oder ir von Wittemberg gen Mansfeld von mir zöget, das ist gewisslich war; es ist um ein stündlein schlafs zu tun, so wirds anders werden.

Wiewol ich nun hoffe, dass euer pfarrherr und prediger euch in solchen sachen iren treuen dienst reichlich werden erzeigen, dass ir meines geschwätzes nicht fast bedürft, hab ich doch nicht lassen mügen mein leiblich abwesen, das mir, Gott weiß, von herzen wehetut, zu entschuldigen. Es grüßen euch und bitten auch treulich für euch meine Käthe, Hänsichen, Lenichen, mume Lene und das ganze haus. Grüßet meine liebe mutter und die ganze freundschaft. Gottes gnade und kraft sei und bleibe bei euch ewiglich. Amen. Zu Wittemberg am 15 Februarij. Anno MDXXX.

Euer lieber son Dr. Mart. Luther.

---

2. Burkard Waldis, † um 1555.

Der lügenhafte Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger knab
weithin in fremde land begab,
dass er vil sähe, hört mancherlei,
war aus ongfär ein jar, zwei, drei.
Als er nun wider heimhin kam,
sein vatter in einst mit im nam,
dass er gsellschaft hätt und kurzweil,
zu einer stadt uber zwo meil.

Da schwatzten sie von mancher handen,
der vatter fragt, was er in landen
von wunder gsehn und seltsam tier.
Er sprach: vatter, nu glaubet mir,
am mer, zu Lissibon im Sund,
sahe ich sogar ein großen hund,
der war geschätzt vil tausend wert
und ward vil größer denn ein pferd.
Der vatter gunnt die lügen merken,
sprach: hab bei alln geschaffn werken
desgleich nit gsehn, gehört noch glesen:
es ist ein großer hund gewesen,
doch findt man gar vil seltsam stücken,
gleichwie da vor uns ist ein brücken,
wer des tags hat ein lüg gelogen,
und kummt daselb hinüber zogen,
sei selbander oder allein,
mitten auf der brücken bricht ein bein.
Der knab erschrack, wollt doch nit gern
ein lügner sein, der er' entbern.
Begab sichs uber ein ebne weiln,
sprach: vatter, wöllet nit so eiln.
Sagt mir auch etwan seltsam schwänk.
Er sprach: des hundes ich noch gedenk,
der ist gewesen one moß.
Er sprach: er war nit also groß.
Wenn ich die warheit sagen soll,
wie sonst ein esel war er wol.
Da gunnten sie der brücken nahen,
er sprach: ich kann mich nicht entschlahen
der zu danken dises hunds halb.
Sprach: er war wie ein järig kalb.
Sie gingen fort bis um mittag
und dass die brück da für im lag.
Der knab sprach: wollt euch nit bekümmer,

ich kann euch zwar verhalten nimmer,
der schwank, den ich euch vom hund sagt,
damit ir mich nit weiter fragt,
er war gleich wie ein ander hund,
denn dass er um und um war bunt,
und scheckigt über seinen rücken.
Der vatter sprach: so ist auch die brücken
gar nit schädlicher denn der andern,
magst wol unbeschädigt drüber wandern.

---

3. Hans Sachs, 1494—1576.

Sanct Peter mit der Geiß.

Da noch auf erden ging Christus,
und auch mit im wandert Petrus,
eins tags aus eim dorf mit im ging,
bei einer wegscheid Petrus anfing:
O Herre Gott und meister mein,
mich wundert ser der güte dein,
weil du doch Gott allmächtig bist,
lässt es doch gehn zu aller frist
in aller welt gleich wie es geht,
wie Habakuk sagt der prophet:
Frefel und gewalt geht für recht,
der gottlos übervorteilt schlecht
mit schalkheit den grechten und frommen,
auch könn kein recht zu end mer kommen;
die ler gehn durcheinander ser,
eben gleich wie die fisch im mer,
da immer einer den andern verschlindt,
der bös den guten überwindt,
dess steht es übel an allen enden,
in obern und in nidern ständen,

deſs ſihſt du zu und ſchweigeſt ſtill,
ſamb kümmer dich die ſach nit vil,
und geh dich eben glatt nichts an!
Könnſt doch alles übel underſtan,
nämſt recht in d' hand die herſchaft dein!
O ſollt ich ein jar Herr Gott ſein,
und ſollt deu gwalt haben wie du,
ich wollt anderſt ſchauen darzu,
fürn vil ein beſſer regiment
auf erdereich durch alle ständ!
ich wollt ſteuern mit meiner hand
wucher, betrug, krieg, raub und brand,
ich wollt anrichten ein rüwig leben.
Der Herr ſprach: Petre ſag mir eben,
meinſt du wollſt je beſſer regiren,
all ding auf erd baſs ordiniren,
die frommen ſchützen, die böſen plagen?
Sanct Peter tät hinwider ſagen:
Ja es müſſt in der welt baſs ſtehn,
nit alſo durch einander gehn,
ich wollt vil beſſer ordnung halten.
Der Herr ſprach: nun ſo muſſt verwalten,
Petre, die hohe herſchaft mein,
heut den tag ſollt du Herr Gott ſein!
ſchaff und gebeut alls was du willt,
ſei hart, ſtreng, gütig oder mild,
gib aus den fluch oder den ſegen,
gib ſchön wetter, wind oder regen,
du magſt ſtrafen oder belonen,
plagen, ſchützen oder verſchonen;
in ſumma, mein ganz regiment
ſei heut den tag in deiner händ.
Darmit reichet der Herr ſein ſtab
Petro, den in ſein hände gab.
Petrus war deſs gar wolgemut,

daucht sich der herrlichkeit ser gut.
Indem kam her ein armes weib,
ganz dürr, mager und bleich von leib
barfuß in eim zerrissen kleid,
die trib ir geiß hin auf die weid.
Da sie mitt auf die wegscheid kam,
sprach sie: geh hin in Gottes nam,
Gott bhut und bschütz dich immerdar,
dass dir kein ubel widerfar
von wolfen oder ungewitter,
wann ich kann warlich je nit mit dir,
ich muss arbeiten das taglon,
heint ich sonst nichts zu essen hon
daheim mit meinen kleinen kinden;
nun geh hin, wo du weid tust finden,
Gott der bhut dich mit seiner händ!
Mit dem die frau widerum wendt
ins dorf, so ging die geiß ir straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
Petre, hast das gebet der armen
gehört? du musst dich ir erbarmen!
weil ja den tag bist Herr Gott du,
so stehet dir auch billig zu,
dass du die geiß nemst in dein hut,
wie sie vom herzen bitten tut;
und behüt sie den ganzen tag,
dass sie sich nicht verirr im hag,
nit fall, noch mög gestolen wern,
noch sie zerreißen wolf noch bärn,
dass auf den abend widerum
die geiß unbeschädigt heimkumm
der armen frauen in ir haus.
Geh hin und richt die sach wol aus!
Petrus nam nach des Herren wort
die geiß in sein hut an dem ort,

und trib sie an die weid hindan.
Sich fing Sanct Petrus unruh an.
Die geiß war mutig, jung und frech,
und blibe gar nit in der näch,
loff auf der weide hin und wider,
stig ein berg auf, den andern nider,
und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächzen, blasn und schnauden
musst immer nachtrollen der geiß,
und schin die sonn gar über heiß,
der schweiß über sein leib abrann,
mit unruh verzert der alte mann
den tag, bis auf den abend spat,
machtlos, hellig, ganz müd und matt,
die geiß widerum heimhin bracht.
Der Her sah Petrum an und lacht,
sprach: Petre, willt mein regiment
noch länger bhalten in deiner händ?
Petrus sprach: lieber Herre mein,
nimm wider hin den stabe dein,
und dein gwalt, ich beger mit nichten,
forthin dein amt mer auszurichten.
Ich merk, dass mein weisheit kaum tögt,
dass ich ein geiß regiren möcht,
mit großer angst, müh und arbeit.
O Herr, vergib mir mein torheit,
ich will fort der regirung dein
weil ich leb nit mer reden ein.
Der Herr sprach: Petre, dasselb tu,
so lebst du fort mit stiller ruh
und vertrau mir in meine händ
das allmächtige regiment.

4. Joh. Fischart, 15[20]|[30]—1591.

Die Landsknechte. (Aus der Flohhatz.)

Es saßen etlich reuter frisch
daselbst zusammen an dem tisch,
aßen ihr brod, darneben auch
den knobelauch, nach landes brauch,
und weil sie alle in gemein
gern trunken ungarischen wein,
und wollt doch keiner gern darneben
in diser zech sein geld ausgeben,
das in gereuen möcht hernach,
je einer zu dem andern sprach:
Frisch auf, lieber stallbruder mein,
hui Unkeck! zal mir ein maß wein.
So sprach dann diser bald hergegen:
Zal du, von unser aller wegen.
Und keiner wollt der erste sein,
wiewol sie all gern trunken wein.
Endlich sie auf die meinung fielen,
dass sie um den wein wollten spilen.
Also machten sie zwo partei:
oben am tisch da saßen drei,
und unden am tisch auch so vil.
Mit kreiden machten sie ein zil,
in mitten auf den tisch ein strich,
nach welchem dann sollt richten sich
zu gleich diser und jener hauf.
Bald machten sie die wämster auf:
ein jeder sucht im zum voraus
ein gute starke feiste laus.
Dieselb setzt er grad für sich eben,
und ward das urteil gsetzt darneben,

dafs die läus diser beiden haufen
am tisch um die wett sollten laufen,
und welche laus am ersten sich
würd nähen zu dem kreidenstrich,
die sollt irer partei so fein
gewonnen haben ein maß wein.
Da sahe man ein feines spil,
wie die läus liefen nach dem zil,
wie inen zusprachen so frisch
ire patronen an dem tisch.
Zwo läuse auf der andern seit,
die waren schon vom strich nicht weit,
drum rief ir partei unbesonnen:
Juch huh! die maß wein ist gewonnen.
Die andern sprachen: tut gemach,
ir seid noch nit gar übern bach.
Indem das blatt sich bald umwendt,
und kam das glück herum behend,
dafs also bald die eine laus
sich wendet und kroch nebenaus;
die ander auch gerad vom strich
kert wider und kroch hinder sich.
Indefs auf der andern partei
ein starke laus eilte herbei
und tät grad zu dem strich frei gehen;
da sie dahin kam, blib sie stehen.
Die andern beid waren nit fern,
und hättens auch gewonnen gern.
Demnach gewann dise partei
mit der laus die maß wein so frei.
Auch bracht die laus gleicher weis
davon besondern rum und preis.
Um deswegen sie ir patron
lobte und hielte sie wert und schon,

und setzte sie widerum fein
mit fleiß in sein wammes hinein,
 und sprach: du sitzst mir wol darinnen,
 du musst mir noch mer wein gewinnen.
Schau! mein floh, ob wir läus nit fein
dem menschen können nutzlich sein;
 du aber bringst mit deinem trutz
 dem menschen nicht den gringsten nutz.
Wir läus gewinnen ja so vil,
als gleich würfel und kartenspil;
 ob solchs schon nicht gefallet eben
 dem kartenmaler und darneben
dem würfelmacher gleichermaßen,
die uns darum neiden und hassen.
 Wir wolln doch bei den menschen bleiben
 auf dass sie mit uns kurzweil treiben.

---

5. Paul Schede (Melissus), 1539—1602.

Das Röslein.

Rot röslein wollt ich brechen zum hübschen kränzelein:
mich dörner taten stechen hart in die finger mein.
Noch wollt ich nit lan ab; ich gunnt mich weiter stecken
in stauden und in hecken, darin mirs wunden gab.
 O dörner krumm und zacket, wie habt ir mich zerschrunnt?
Wer unter euch kommt nacket, der ist gar bald verwundt.
Sonst zwar könnt ir nichts mer: ir keiner haut tut schonen,
noch nidlicher personen, wanns gleich ein göttin wär.
 Sie hats wol selbs erfaren die schöne Venus zart,
als sie stund in gefaren und so zerritzet ward.
Daher die röslein weiß von bluttriefenden närben
begunnten sich zu färben: den man verjeht den preis.
 Ich tu ein rose loben, ein rose tugendvoll,
wollt mich mit ir verloben, wanns ir gefiele wol.

Irs gleichen findt man nicht in Schwaben und in Franken;
mich schwachen und ser kranken sie tag und nacht anficht.
Nach ir steht mein verlangen, mein senlich herzegird;
am kreuz lasst sie mich hangen, meins lebens nimmer wird.
Zwar bald ich tot muſs sein, je weiter sie mich neidet
je länger mein herz leidet. Ist das nit schwere pein?
Ach, liebster schatz auf erden, warum mich quälest so?
Zuteil laſs dich mir werden, und mach mich endlich froh.
Dein will ich eigen sein: in lieb und treu mich binde
mit deiner hand mir winde ein rosenkränzelein.

---

6. Georg Rollenhagen, 1542—1609.

(Aus dem Froschmeuseler.)

Bröseldieb sagt, wer Murner sei.

Murnern, der Katzianer patron,
lert mich kennen mein mutter fromm.
Ich bat, wie ich noch war ein kind,
wie die kinder fürwitzig sind;
sie wollts lassen einmal geschehen,
mich auch lassen die welt besehen,
dieweil ein heim gezogen kind
unverständig blib als ein rind,
wie sie denn oftmals dise wort
vom herrn vater selbst hätt gehort.
Sie weret ab mit hand und mund,
predigt mir vil von katz und hund,
wie die uns wären so gefär.
Ich bat und gilfert immermer,
bis sie zuletzt williget drein,
daſs ich ein stund möcht von ir sein;
warnet doch mich mit ganzem fleiß,
und saget von des Murners weis,

dass er verstackt im winkel säß,
und die mäuslein on brod einfräß,
das wär sein allerliebste speis,
den sollt ich ja meiden mit fleiß.
Ich schlich unter der wand herfür
nach unsers schlosses vordertür,
die in des Manntiers haus hinging,
davon es wärme und rauch empfing,
und kückt heimlich zuerst heraus,
wie ein unbewanderte maus,
ob auch da wär sicher geleit,
odr ob der Murner säß zur seit.
So saß im haus im sonnenschein
ein schönes weißes jungfräulein,
sein äuglein glänzten hell und klar,
es leckt und schlichtet seine har,
küsset die händ, und wusch sie rein,
über die zarten wängelein.
Das herz im leib verlanget mir,
dass ich nur möcht treten herfür,
dasselb mit adelichen sitten
um seine lieb und freundschaft bitten,
küssen ire schneweiße händ,
so hätt all meine sorg ein end.
Es trat aber am platz herum
im haus die läng und in die krümm
ein erschreckliches wundertier,
dafür die haut erschuttert mir,
vom häupt zu fuß allergestalt,
wie man ein basilischen malt;
ich dacht, ob das der Murner wär,
der uns mäusen ist so gefär.
Vornen am kopf war er geschlacht,
wie man die bösen geister macht
mit einem krummen spitzen schnabel,

hatt füß geteilt wie ein mistgabel,
und ein zwei spitz geteilten bart,
nach Manntiers greulicher art,
und auf dem häupt ein glühend kron,
mit vil türnen erhoben schon,
aus dem leib gingen beisammen
ein großer hauf gelber feurflammen,
gekrümmt unten und über sich,
übraus hässlich und erschrecklich.
Damit pranget er über erd,
trat herein wie ein reisig pferd,
und seiner trabanten wol zehen
gingen allzeit hinter im stehen,
doch nicht so stattlich ausgemacht,
der könig fürt allein den pracht.
Wie ich nun blib im löchlein stecken,
dem abenteur zusehe mit schrecken,
fängt er an dem boden zu schnabeln,
scharret mit den zwen mistgabeln,
und ruft: guck, guck, kurit, merk auf.
Da erhub sich ein groß zulauf,
die trabanten waren gar schnell
zu hören des königs befehl,
reckten auch die köpf zu der stätt,
zu sehn was er geschriben hätt,
bis der könig mit großem prassen
sprang auf die haustür nach der gassen,
und schlug die arm auf beide seit,
sperret den rachen auf gar weit,
und rief: man hätts ein meil gehort,
dise drei erschreckliche wort:
rück, rück in heraußer beim kragn.
Als hätt mich der donner geschlagn,
so stürzt ich zu dem loch hinein,
lief zu meinem frau mütterlein.

Die erschrach, und fragt, was mir wär,
dass ich fast hätt kein atem mer,
und alsoser fing an zu beben?
wollt mir ärzenei fürs schrecken geben.
Ich sprach: o mutter, der Murner
hat mich erschrecket also ser,
dass ich schier nimmer atem hol;
wie habt ir mich gewarnt so wol.
Was tat er denn? die mutter sprach.
Ich sagt: im haus ich sitzen sach
ein zartes schönes jungfräulein,
im weißen pelzlein, artig fein,
das schmückt sich mit geleckter hand;
ich hätt mich gern zu im gewandt,
und um ein kuss freundlich gebeten;
so kömmt der Murner hergetreten,
mit gabelfüßen, mit der kron,
mit brennendem schwanz angeton,
das mich daucht ser erschrecklich stehen.
Der schelm hätt mich im loch gesehen,
springet auf die tür und rufet laut,
wenn ichs gedenk, graust mir die haut:
rück, rück in heraußer beim kragn.
Damit wollt er sein dienern sagn,
dass sie mich sollten nemen an.
Und sie hättens warlich getan,
wenn ich nicht bald entlaufen wär;
davon bin ich erschreckt so ser.
Da sagt die mutter: liebes kind,
die so schrecklich anzusehen sind,
die tun uns mäusen nichts zu leid;
die aber dichten freundlichkeit,
so leis und lieblich einherschleichen,
die händlein küssen, willkomm reichen,
die sind giftige creatur,

teufl unter englischer figur:
die sind die gefärliche katzen,
die vorn lecken, hinden kratzen.
Judas kuss ist geworden neue,
fürt gute wort, hält falsche treue;
der dich anlacht, der reißt dich hin,
das ist diser welt weis und sinn.
Das jungfräulein, das so schön war,
bringt uns mäusen die größt gefar,
futtert sein pelz mit unserm blut.
Gott sei dank, dass er dich behütt!

---

7. G. R. Weckherlin, 1584—1651.

Ode. Anakreontisch.

Die natur hat ein jedes tier
mit sonderbarer gab und zier
sorgfältiglich so wol versehen,
dass irer jedes mag (billig
vernüget) dessen rümen sich,
und neben andern wol bestehen.

Ein horn dem einhorn auf das hirn,
dem stier zwei hörner auf die stirn,
dem hirsch ein geweih ist gesötzet,
die vögel hat sie durch den flug,
und die füchs mit list und betrug
zu irer sicherheit ergötzet.

Der fisch kann schwimmen, und das pferd
ist wegen guten hufs mer wert,
die löwen haben zän und klauen,
das laufen ist der hasen pfand;
der mann hat göttlichen verstand —
was haben dann die zarte frauen?

Die frauen seind mit der lieb pracht,
und mit der schönheit höchsten macht

so unvermeidenlich gezieret,
dass ir holdselige gestalt
allein regirend, on gewalt
uber die herzen triumphiret.

---

8. Fr. Spee, 1592—1635.

Eingang zur Trutz Nachtigal.

Wann morgenröt sich zieret mit zartem rosenglanz,
und sittsam sich verlieret der nächtlich sternentanz:
gleich lüstet mich spaziren in grünen lorberwald:
allda dann musiciren die pfeiflein mannigfalt.

Die flügelreiche scharen, das federbürschlein zart,
in süßem schlag erfaren, noch kunst noch atem spart.
Mit schnäblein wolgeschliffen erklingens wunderfein,
und frisch in lüften schiffen mit leichten rüderlein.

Der hole wald ertönet ab irem krausen sang,
mit stauden stolz gekrönet die kruften geben klang,
die bächlein krumm geflochten auch lieblich stimmen ein,
von steinlein angefochten gar süßlich sausen drein.

Die sanfte wind in lüften auch ire flügel schwach
an händen, füß und hüften erschüttlen mit gemach:
da sausen gleich an bäumen die lind gerürte zweig,
zur musik sich nicht säumen; o wol der süßen streich!

Doch süßer noch erklinget ein sonders vögelein,
so seinen sang vollbringet bei mon- und sonnenschein.
Trutznachtigal mit namen es nunmer wird genannt,
und vilen wild und zamen obsiget unbekannt.

Trutznachtigal mans nennet, ist wund von süßem pfeil:
die lieb es lieblich brennet, wird nie der wunden heil.
Geld, pomp und pracht auf erden, lust, freuden es verspott,
und achtets für beschwerden, sucht nur den schönen Gott.

Nur klingelts aller orten von Gott und Gottes son,
und nur zun himmelpforten verweisets allen ton:
von bäum zun bäumen springet, durchstreichet berg und tal,
im feld und wälden singet, weiß keiner noten zal.

Es tut gar manche farten, verwechslet ort und luft,
jetzt findet mans im garten betrübt an holer kluft,
bald frisch und freudig singlet zusamt der süßen lerch
und lobend Gott umzinglet den Oel- und andern berg.

Auch schwebets auf den weiden, und will dein hirten sein,
da Cedron kommt entscheiden die grüne wisen rein;
tut zierlich sammen raffen die verslein in bezwang,
und setzet sich zun schafen, pfeift manchen hirtensang.

Auch wider da nit bleibet, sichs hebt in wind hinein,
den leren luft zertreibet mit schwanken federlein:
sich setzt an grober eichen zur schnöden schädelstatt;
will kaum von dannen weichen, wird kreuz noch peinen satt.

mit im will mich erschwingen, und manchem schwebend ob
den lorberkranz ersingen in deutschem gotteslob.
Dem leser nicht verdrieße der zeit und stunden lang:
hoff im es noch ersprieße zu gleichem citherfang.

---

9. M. Opitz, 1597—1639.

Hirtenlied.

Kommt lasst uns ausspaziren, zu hören in dem wald
die vögel musiciren, dafs berg und tal erschallt.

Wol dem, der frei kann singen, wie ir, ir volk der luft,
mag seine stimme schwingen zu der, auf die er hofft.

Ich werde nicht erhöret, wie hoch ich schreien tu,
die so mich singen leret, stopft ganz die oren zu.

Mer wol dem, der frei lebet, wie du, du leichte schar,
in trost und furcht nit schwebet, ist außer der gefar.

Ir werdt zwar hindergangen, doch hält man euch in wert,
ich bin von der gefangen, die meiner nicht begert.

Zuletzt ich bin in leiden, ir seid in luft und scherz:
ir singt aus luft und freuden, und ich aus angst und schmerz.

Ir könnt noch mittel finden, entfliehen aus der pein
sie mufs noch mer mich binden, soll ich erlöset sein.

---

10. Fr. von Logau, 1604—1655.

Augen, Oren, Mund.

Aug und oren sind die fenster, und der mund die tür ins haus:
dise wann sie wol verwaret, geht nichts böses ein und aus.

---

11. Simon Dach, 1605—1659.

Lied der Freundschaft.

Der mensch hat nichts so eigen, so wol steht im nichts an,
als dass er treu erzeigen und freundschaft halten kann;
wann er mit seines gleichen soll treten in ein band,
verspricht sich nicht zu weichen mit herzen, mund und hand.

Die red ist uns gegeben, damit wir nicht allein
vor uns nur sollen leben, und fern von leuten sein;
wir sollen uns befragen und sehn auf guten rat,
das leid einander klagen, so uns betreten hat.

Was kann die freude machen, die einsamkeit verhelt?
Das gibt ein duppelt lachen, was freunden wird erzält;
der kann sein leid vergessen, der es von herzen sagt;
der muss sich selbst auffressen, der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen, die meine sele liebt;
dann soll mir auch gefallen, der mir sich herzlich gibt;
mit disen bundsgesellen verlach ich pein und not,
geh auf den grund der hellen, und breche durch den tod.

Ich hab, ich habe herzen so treue, wie gebürt,
die heuchelei und scherzen nie wissendlich berürt;
ich bin auch inen wider von grund der selen hold,
ich lieb euch mer, ir brüder, als aller erden gold.

---

12. Paul Gerhardt, 1606—1676.

Vertrauen auf Gott.

Befihl du deine wege, und was dein herze kränkt,
der allertreusten pflege des, der den himmel lenkt:

der wolken, luft und winden gibt wege, lauf und ban,
der wird auch wege finden, da dein fuß gehen kann.

Dem Herren musst du trauen, wenn dirs soll wol ergehn,
auf sein werk musst du schauen, wenn dein werk soll bestehn.
Mit sorgen und mit grämen und mit selbsteigner pein
lässt Gott im gar nichts nemen, es muss erbeten sein.

Dein ewge treu und gnade, o vater, weiß und siht,
was gut sei oder schade dem sterblichen geblüt,
und was du dann erlesen, das treibst du, starker held,
und bringst zum stand und wesen, was deinem rat gefällt.

Weg hast du allerwegen, an mitteln felt dirs nicht;
dein tun ist lauter segen, dein gang ist lauter licht;
dein werk kann niemand hindern, dein arbeit darf nicht ruhn,
wenn du, was deinen kindern ersprießlich ist, willt tun.

Und ob gleich alle teufel hier wollten widerstehn,
so wird doch one zweifel Gott nicht zurücke gehn:
was er im vorgenommen, und was er haben will,
das muss doch endlich kommen zu seinem zweck und zil.

Hoff, o du arme sele, hoff und sei unverzagt,
Gott wird dich aus der höle, da dich der kummer jagt,
mit großen gnaden rücken: erwarte nur die zeit,
so wirst du schon erblicken die sonn der schönsten freud.

Auf, auf! gib deinem schmerze und sorgen gute nacht;
lass faren was dein herze betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht regente, der alles füren soll:
Gott sitzt im regimente, und füret alles wol.

Jn, in lass tun und walten, er ist ein weiser fürst,
und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst,
wenn er, wie im gebüret, mit wunderbarem rat
die sach hinausgefüret, die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine weile mit seinem trost verziehn,
und tun an seinem teile, als hätt in seinem sinn
er deiner sich begeben, und solltst du für und für
in angst und nöten schweben, fragt er doch nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden, dass du im treu verbleibst,
so wird er dich entbinden, da dus am wengsten gläubst:
er wird dein herze lösen von der so schweren last,
die du zu keinem bösen bisher getragen hast.
Wol dir, du kind der treue, du hast und trägst davon
mit rum und dankgeschreie den sig und erenkron.
Gott gibt dir selbst die palmen in deine rechte hand,
und du singst freudenpsalmen dem, der dein leid gewandt.
Mach end, o herr, mach ende an aller unsrer not:
stärk unsere füß und hände, und lass bis in den tod
uns allzeit deiner pflege und treu empfohlen sein,
so gehen unsre wege gewiss zum himmel ein.

---

13. Paul Flemming, 1609—1640.

An sich.

Sei dennoch unverzagt! gib dennoch unverloren!
weich keinem glücke nicht! steh höher als der neid!
vergnüge dich an dir, und acht es für kein leid,
hat sich gleich wider dich glück, ort und zeit verschworen.
Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren;
nimm dein verhängnis an; lass alles unbereut;
tu, was getan muss sein, und eh man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein unglück und sein glücke
ist im ein jeder selbst. Schau alle sachen an:
dis alles ist in dir! lass deinen eitlen wan!
Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke!
Wer sein selbst meister ist, und sich beherschen kann,
dem ist die weite welt und alles untertan.

---

14. Andr. Gryphius, 1616—1664.

Gott verlässt uns nicht.

In meiner ersten blüt, im frühling zarter tage
hat mich der grimme tod verwaiset, und die nacht

der traurigkeit umhüllt; mich hat die herbe macht
der seuchen ausgezert; ich schmacht in steter plage.
Ich teile meine zeit in seufzer, not und klage;
die mittel, die ich oft für feste pfeiler acht,
die haben, leider! all erzittert und gekracht;
ich trage nur allein den jammer, den ich trage.
Doch nein! der treue Gott beut mir noch aug und hand,
sein herz ist gegen mir mit vatertreu entbrannt;
er ists, der jederzeit vor mich, sein kind, muss sorgen.
Wenn man kein mittel findt, siht man sein wunderwerk;
wenn unsre kraft vergeht, beweist er seine stärk;
man schaut in, wenn man meint, er habe sich verborgen.

---

15. Joh. Scheffler (Angelus Silesius), 1624—1677.

Passionslied.

Die sele Christi heilge mich,
sein geist verzucke mich in sich,
sein leichnam, der für mich verwundt,
der mach mir leib und sel gesund.
Das wasser, welches auf den stoß
des spers aus seiner seiten flos,
das sei mein bad, und all sein blut
erquicke mir herz, sinn und mut.
Der schweiß von seinem angesicht
las mich nicht kommen ins gericht;
sein ganzes leiden, kreuz und pein,
das wolle meine stärke sein.
O Jesu Christ, erhöre mich!
nimm und verbirg mich ganz in dich,
las mich in deine wunden ein,
das ich fürm feind kann sicher sein.
Ruf mir in meiner letzten not
und setz mich neben dich, mein Gott,

dass ich mit deinen heilgen alln
mög ewiglich dein lob erschalln.

16. Chr. Hofmann v. Hofmannswaldau, 1618—1679.

Arie.

Wer auf schwüre bauet, und auf worte trauet,
so die zeit zerbricht, dem gelückt es nicht;
da wird leichtlich nein, und ein falscher schein
reißt oft allen fürsatz ein.
Cirkel der gedanken können leichtlich wanken,
und der liebe schluss hält nicht lange fuß.
Was die welt erfreut, nennt die leichte zeit
wechsel der ergetzlichkeit.
Allzulange sonne machet schlechte wonne
muscateller must, ja die höchste lust
bringet dem verdruss, der mit überfluss
solches stets genießen muss.
Honig wird zu gallen, greul will dem gefallen
an der seite stehn, und zu nächste gehn.
Mancher blume pracht, heut als gold geacht,
wird in kurzer zeit verlacht.
Wer nicht menschen kennet, meint, dass alles brennet,
was da feuer ruft. Ach der herzen gruft!
Denen treu entweicht, die vil list durchschleicht,
hat kein maß noch blei erreicht.
Diser zeit gemüter füren falsche güter,
weil der zeug der welt keine farbe hält.
Trau nicht wort und hand! Denke nur, kein pfand
ist genug vor unbestand.

17. Phil. v. Zesen, 1619—1689.

Märzlied.

Auf meine gedanken! vergesset der schmerzen!
seid lustig von herzen im fröhlichen Märzen!

o seht, wie von kränzen des lenzen bestreut,
die erde die wertesten schätze mir beut!
Bald werden die lieblichen blumen entkeimen,
zeitlosen und lilien und rosen nicht säumen;
bald schauen wir wol nach der blauen viol
die opfert den lüften von düften den zoll.
Der tulpen und nelken so holdes gedeihen
wird vile beim spile der farben erfreuen.
Dann könnt ir, meine gedanken, mein sinn,
euch völlig ergötzen und letzen forthin.
Man hört die gesittigten kinder der lüfte
schon singen, dass ringsum erklingen die klüfte,
frau nachtigall wirbelt, dass hügel und wald
und tal und gebirge vom widerschall hallt.
Sie preisen in weisen, dass inen das leben,
die fertigen zünglein der schöpfer gegeben,
froh hinken die finken den bulen auch hier
bei storchgeklapper und lerchentirlir.
Wie schön sind auf auen, so perlen betauen,
die hirsche, gelüstend sich brüstend, zu schaun!
froh springen sie weiter durch kräuter und klee!
wie hüpfet und schlüpfet das flüchtige reh!
Was dichter muss schmücken, entzücken und lonen,
das lorberlaub grünet zu preislichen kronen,
und bildet im innern uns küneren mut.
Auf, meine gedanken, mein leben, mein blut!
Vergesset der schmerzen und weiht euch von herzen
unzäligen scherzen im fröhlichen Märzen!
der frühling erheitert und läutert euch recht:
auf, meine gedanken, mein edles geschlecht.

---

18. Dan. Casp. v. Lohenstein, 1635—1683.

An den Herbst.

Schatzreicher herbst, des jares speisemeister,
wo jeder stern nur segen auf uns taut,

du schaffst den himmel rein, die erde feister,
du wirkst, dass die natur, die mit dem frühling braut,
im sommer mutter wird, im winter nicht mer säugt,
nun als verschwenderin sich zeigt.
Nun bringen staud und kraut gesäm und früchte,
und jeder winkel scheint ein sonnentisch zu sein.
Das wasser zinst die niblichsten gerichte,
die lere luft sogar scheint flügelwerk zu schnein;
auch sind die wälder nun von tieren so gefüllt,
als wandelte sich laub in wild.
Wenn auch der herbst sonst kein gewächs mer hätte,
so wäre mer als vil der süße traubensaft:
er ist die milch der alten, ist das fette
der erde, mark und öl der welt, der schwachen kraft.
Dem vogel nicht und fisch, noch andern tieren — nein!
dem menschen schuf in Gott allein.

---

19. Abraham a St. Clara (Ulr. Megerle), 1642—1709.

Aus: Judas der Erzschelm.

Wie oft ist der ehestand ein solches Jericho, wo alles über und über gehet; wie oft ist der ehestand ein garten, wo nichts anders wachst als trübnuss; wie oft ist der ehestand ein jubilier-laden, wo nichts anders seind als schlaguren; wie oft ist der ehestand ein tisch, worauf man nichts anders setzt als krieg und flaschen; wie oft ist der ehestand eine malzeit, wo man nichts anders tractirt als mit gestößens; wie oft der ehestand ein ofen, wo man nichts anders einheizt als mit brügl; wie oft ist der ehestand ein karten, wo man nichts anders spilt als bastoni; wie oft ist der ehestand ein erztgruben, woraus man nichts anders grabt als zankeisen; wie oft ist der ehestand ein ABC, worin der größte buchstab das W; wie oft ist der ehestand ein spital, worin die größte sucht die eifersucht; wie oft ist der ehestand ein him-mel, worin nichts anders gesehen wird als unstern; wie oft ist

der ehestand ein jagd, allwo man zum öftesten fangt die elendtier; wie oft ist der ehestand ein procession, wo allzeit das kreuz vorangeht; wie oft ist der ehestand ein tempel, worin nur S. Notburga und nicht S. Felicitas vereret wird; wie oft ist der ehestand ein wald, in welchem alles holz wachst, außer der segenbaum nit; wie oft ist der ehestand ein ort, ein Jericho, wo alles über und über geht; aber allein dasjenige haus ist frei, in dasjenige haus darf weder feindschaft noch unglück einfallen, wo das rote strickel herunderhangt, wo der h. rosenkranz under den eheleuten fleißig gebett wird.

---

20. Fr. R. L. von Canitz, 1654—1699.

(Aus der Satyre über die Poesie.)

Ists möglich, kann dir noch die dichterkunst gefallen?
Gib achtung bitt ich dich, wie unsre lieder schallen,
 und was für eine brut man allenthalben heckt,
 so weit sich das gebiet des teutschen bodens streckt.
Durch Opitz stillen bach gehn wir mit trocknen füßen,
wo siht man Hofmanns brunn und Lohnsteins ströme fließen?
 und, nem ich Bessern aus, wem ists wol mer vergönnt,
 dass er den waren quell der Hypokrene kennt?
Wer itzt aus pfützen trinkt, tritt in poetenorden,
so dass der Helikon ein Blocksberg ist geworden,
 auf welchem das geheul des wilden Pans ertönt,
 der seine sängerzunft mit hasenpappeln krönt.
Vor alters, wo mir recht, ward nie ein held besungen,
wenn er nicht durch verdienst sich in die höh geschwungen;
 und eine redensart, die göttlich sollte sein,
 ward zu derselben zeit den sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein poet, der dis geheimnis schonet?
Sobald er einen merkt, der im die arbeit lonet,
 wird seinem Pegasus der sattel aufgelegt,
 der ein erkauftes lob bis an den himmel trägt;
den wir mit solcher post so oft zum zorne reizen,

und öfter noch villeicht, als sich die sterne schneuzen.
Dass großenteils die welt in träger ruh verdirbt,
und sich um waren ruhm so selten noch bewirbt,
ist der poeten schuld; der weihrauch wird verschwendet,
und manchem leib und sel um die gebür verpfändet,
dass die unsterblichkeit im nimmer felen kann,
der, wie ein erdenschwamm, sich kaum hervorgetan,
und den doch anders nichts vom pöbel unterscheidet,
als dass ein blöder fürst in an der seite leidet;
da er für jedes lot, das im an tugend felt,
ein pfund des eitlen glücks und schnöden goldes zält.

---

21. Joh. Christ. Günther, 1695—1723.

An das Glück.

Sage doch, verstocktes glücke, was dir wol mein herz getan?
Ist es schlummer oder tücke, dass ich dich nicht wecken kann?
Sind die trähnen zu geringe, die ich dir zum opfer bringe,
wenn das leid und der neid meinem lager dornen streut?
Himmel! willst du mich versorgen, o so bitt ich, eil einmal!
Meines lebens lenz und morgen stirbt mir unter gram und qual.
Dass ich vor der welt nicht klage, zeigt die größe meiner plage,
rette du meine ruh, oder schleuß die augen zu!
Schweigt nur, schweigt ir müden sinnen und besucht die ein-
samkeit:
wenn die zähren heimlich rinnen, bringt der schmerz zufridenheit;
eure sensucht nach vergnügen wird schon noch das ire krigen;
ungeduld häuft die schuld und verweilt des himmels huld.

---

22. Joh. Jac. Bodmer, 1698—1783.

(Aus der Noachide.)

Jetzt warf über den östlichen berg der sibente morgen
seinen dämmernden tag, den vollstrecker schwerer gerichte.

Noah war schon gegangen, den morgenweihrauch nicht sparsam
auf den altar zu streuen, den er selbst unter dem palmbaum
baute, wo er die träume von Gott gesehen und lebte.
Aber die kleine menschliche schar, die zum leben bestimmt war,
ging in die grotte hinab, wo mit lebender wärme die wasser
aus dem abgrunde quollen. Nachdem sie die glider gebadet,
hieß die stunde sie eilen, nicht länger war inen vergönnet,
sich zu säumen, sie gingen mit langsamem schritt in die arche,
wie in ein grab, das sie von dem lande der irdischen abschnitt.
Aber der vater Noah stand unten am fuße der brücke,
die von der erde bis an die tür in der mitte hin aufstig,
mit der posaune bewaffnet, die im der engel gegeben,
die sonst engel nur bliesen. Von göttlichem atem erfüllet,
blies der göttliche mann den leichtesten hauch in das silber
dreimal in drei absätzen; ein hoher festlicher ton flos
aus dem metalle, der berg ertönt in den höhen und gründen.
Groß ist die kraft der posaun; auf iren schwellenden tönen
hob sich die sele beflügelt mit heiligen flammen gen himmel.
Wie die andacht von göttlichen hymnen mit himmlischem feuer
in die gemüter blitzt und große gedanken hervorruft,
also stralte der göttliche schall in die selen der menschen.
Wie zu gesichten entzückt, mit sanft geschwollenen muskeln,
jeder gesichtszug erhöht, voll andächtigen milderen feuers,
sangen sie in antwortenden strophen den richter und retter
gegen einander; wie wird sein das ende des gottlosen mannes?
Unter den wegen, worauf er geht, ist ein fallstrick geleget,
sih, er verstrickt das netze sich selbst um die irrenden füße,
furcht umgibt in, im stehen verzweiflung und angst zur seite;
in verschlinget ein mer, das in tiefen kammern so still lag;
wider in wird die höhe sich senken, die tiefe sich heben;
seiner blüten erfreut sich der tod, sein erster geborner
fällt vor im in die grub, er soll nicht enkel noch son sehn,
unter den künftigen menschen, sein name wird nimmer erwähnet;
aber der wird nicht vergehen, der auf den heiland vertrauet,
der sich zu Gott dem vorsehenden hält, den wird er erretten;

jede plage wird er von im entfernen, er wird im
über die rinnende flut ein haus, das nicht wanket, erbauen.
Aber er würd auf den retter, ob er ihn tötete, hoffen,
auf den heiland, der mitten im strafen der güte gedenket.

23. Joh. Chr. Gottsched, 1700—1766.

(Aus der Jubelode auf die Buchdruckerkunst.)

Auch ir, ir grübler, geht zu weit,
die nur Athen und Rom geblendet,
dass ir die kurze lebenszeit
bei fremder wörter zier und dunkler kunst verschwendet.
Ja, forscht der alten regeln aus;
nur lert uns nicht in staub und graus
der freien geister kraft, zu eigner schmach, begraben.
Singt deutsch so edel als Homer!
Ein Hermann kann euch wol so ser
als Hektor und Achill mit hohem witz begaben.

Singt Gustav Adolphs glaubenskrieg
und blutbespritzte lorberkronen.
Was gilts! der hier erfochtne sig
wird euch die arbeit mer als Trojas schutt belonen.
Lasst uns die weisen aus Athen
in deutsch verfassten schriften sehn,
und leret unsre zeit ein attisch salz im sprechen:
bringt uns der Römer großmut bei;
so folgt ein ewig lobgeschrei,
und eures namens rum wird gruft und zeit nicht schwächen.

Singt eurer anen fleiß und witz,
daran kein volk sie noch bezwungen:
seit sie durch pulver und geschütz
der donnernden gewalt des himmels nachgerungen.
Singt, wie der minen wunderkraft
durch des salpeters eigenschaft
dem Aetna und Vesuv an schneller macht nicht weichet.

Erzält, was Deutschland sonst erfand,
wenn es durch forschenden verstand
die wunder der natur vor fremdem witz erreichet.
Vor andern singt das lob der kunst,
dadurch die toten ewig leben;
die des geneigten himmels gunst
vor allen völkern nur der deutschen welt gegeben.
Erhebt das künstliche metall,
dem ein mit ruß geschwärzter ball
die edle kraft verleiht, die tugend auszubreiten.
Erhebt die presse, deren druck
verstand und witz mit neuem schmuck
und reicher fruchtbarkeit kann in die welt begleiten.
Verewigt jener künstler preis,
die müh und zeit und geld nicht reute:
bis sie ein klug verwandter fleiß
mit diser wunderkraft und vilem rum erfreute.
Was Gutenberg und Faust erdacht,
was Schöffer vollens hoch gebracht,
das macht die künstler noch bei aller welt zum wunder.
Du edles kleeblatt, würde nur
auf der so loberfüllten spur
dein großes beispil noch der trägen Deutschen zunder.

24. Albrecht von Haller, 1708—1777.

Aus: Die Alpen.

Bei euch, vergnügtes volk, hat nie in den gemütern
der laster schwarze brut den ersten sitz gefasst,
euch sättigt die natur mit ungesuchten gütern,
die macht der wan nicht schwer, noch der genuſs verhasst:
kein innerlicher feind nagt unter euren brüsten,
wo nie die späte reu mit blut die freude zalt:
euch überschwemmt kein strom von wallenden gelüsten,
dawider die vernunft mit eitlen leren pralt.

Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
ir lebet immer gleich, und sterbet wie ir lebet.
O selig, wer wie ir mit selbstgezognen stieren
den angestorbnen grund von eignen äckern pflügt,
den reine wolle deckt, belaubte kränze zieren,
und ungewürzte speis aus süßer milch vergnügt,
der sich bei Zephyrs hauch und külen wasserfällen
in ungesorgtem schlaf auf weichen rasen streckt,
den nie in hoher se das brausen wilder wellen,
noch der trompeten schall in bangen zelten weckt,
der seinen zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
gewiss der himmel kann sein glücke nicht vergrößern.

25. Friedr. von Hagedorn, 1708—1754.

Der erste Mai.

Der erste tag im monat Mai
ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich und gestand dir frei,
den ersten tag im monat Mai,
dass dir mein herz ergeben sei.
Wenn mein geständnis dir gefallen,
so ist der erste tag im Mai
für mich der glücklichste von allen.

26. Ewald Christian von Kleist, 1715—1759.

Aus: Der Frühling.

O dreimal seliges volk, das keine sorge beschweret,
kein neid versuchet, kein stolz! Dein leben fließet verborgen,
wie klare bäche durch blumen dahin. Lass andre dem pöbel,
der dächer und bäume besteigt, in sigeswagen zur schau sein,
gezogen von elephanten; lass andere sich lebend in marmor
bewundern, oder in erz, von knieenden sklaven umgeben:
nur der ist ein liebling des himmels, der fern vom getümmel
der toren

am bache schlummert, erwachet und singt. Im malet die sonne den oft mit purpur, im haucht die wise, die nachtigall singt im; im folget die reue nicht nach, nicht durch die wallenden saten, nicht unter die herden im tal, nicht an sein traubengeländer. Mit arbeit würzt er die kost, sein blut ist leicht wie der äther, sein schlaf verfliegt mit der dämmrung, ein morgenlüftchen verweht in.

27. Christ. Fürchtegott Gellert, 1715—1769.

Der junge Gelerte.

Ein junger mensch, der vil studirte,
und, wie die eltern ganz wol sahn,
was großes schon im schilde fürte,
sprach einen greis um solche schriften an,
die stark und sinnreich denken lerten,
mit einem wort, die zum geschmack gehörten.
Der alte ward von herzen froh
und lobt im den Homer, den Plato, Cicero,
und hundert mer aus alt und neuer zeit,
die mit den heilgen lorberkränzen
der dichtkunst und wolredenheit,
umleuchtet von der ewigkeit,
den jünglingen entgegenglänzen.
O, hub der junge mensch mit stolzem lächeln an,
ich habe sie fast alle durchgelesen,
allein — — Nun gut, sprach der gelerte mann,
sind sie nach seinem sinn gewesen,
so mufs er sie noch zweimal lesen;
doch sind sie im nicht gut genug gewesen,
so sag ers ja den klugen nicht,
denn sonst erraten sie, woran es im gebricht,
und heißen in die zeitung lesen.

28. Joh. Joach. Winckelmann, 1717—1768.

Der Torso im Belvedere zu Rom.

Ich füre dich itzo zu dem so vil gerümten und niemals genug geprisenen trunk eines Herkules; zu einem werke, welches das schönste in seiner art, und unter die höchsten hervorbringungen der kunst zu zälen ist, von denen, welche bis auf unsere zeit gekommen sind. Wie werde ich dir den beschreiben, da er der schönsten und bedeutendsten teile der natur beraubt ist! So wie von einer prächtigen eiche, welche umgehauen und von zweigen und ästen entblößet worden, nur der stamm allein übrig gebliben ist, so gemishandelt und verstümmelt sitzet das bild des helden; kopf, arme und beine und das oberste der brust felen.

Der erste anblick wird dir villeicht nichts als einen verunstalteten stein entdecken: vermagst du aber in die geheimnisse der kunst einzudringen, so wirst du ein wunder derselben erblicken, wenn du dises werk mit einem ruhigen auge betrachtest. Alsdenn wird dir Herkules wie mitten in allen seinen unternemungen erscheinen, und der held und der gott werden in disem stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die dichter aufgehöret haben, hat der künstler angefangen: jene schwigen, sobald der held unter die götter aufgenommen, und mit der göttin der ewigen jugend ist vermählet worden; diser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen leibe, welcher dennoch stärke und leichtigkeit zu den großen unternemungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen umrissen dises leibes die unüberwundene kraft des besigers der gewaltigen risen, die sich wider die götter empöreten, und in den phlegräischen feldern von im erleget wurden; und zu gleicher zeit stellen mir die sanften züge diser umrisse, die das gebäude des leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden wendungen desselben in dem kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vilförmigen verwandlungen seinen händen nicht entgehen konnte.

In jedem teile dises körpers offenbaret sich, wie in einem

gemälde, der ganze held in einer besonderen tat, und man sihet, so wie die richtigen absichten in dem vernünftigen baue eines palastes, hier den gebrauch, zu welcher tat ein jedes teil gedienet hat.

Ich kann das wenige, was von der schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, one mich zu erinnern, dass auf irer ausgebreiteten stärke, wie auf zwei gebirgen, die ganze last der himmlischen kreise geruhet hat. Mit was für einer großheit wächset die brust an, und wie prächtig ist die anhebende rundung ires gewölbes! Eine solche brust muss diejenige gewesen sein, auf welcher der rise Antäus und der dreileibige Geryon erdrückt worden. Keine brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen sigers, keine brust eines spartanischen kriegers von helden geboren, muss sich so prächtig und erhöhet gezeigt haben.

Fraget diejenigen, die das schönste in der natur der sterblichen kennen, ob sie eine seite gesehen haben, die mit der linken seite zu vergleichen ist. Die wirkung und gegenwirkung irer muskeln ist mit einem weislichen maße von abwechselnder regung und schneller kraft wunderwürdig abgewogen, und der leib musste durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden bewegung des meres die zuvor stille fläche in einer nebligen unruhe mit spilenden wellen anwächset, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben widerum hervorgewälzet wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen inen erhebet, und ire bewegung zu verstärken scheinet, verlieret sich in jene, und unser blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unseren betrachtungen raum zu geben, der vorstellung ein immerwärendes bild von diser seite einzudrücken; allein die hohen schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen mitteilung. Was für ein begriff erwächset zugleich hieher aus den hüften, deren feistigkeit andeuten kann, dass der held niemals gewanket und nie sich beugen müssen!

In disem augenblick durchfärt mein geist die entlegensten

gegenden der welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die grenzen seiner mühseligkeiten, und bis an die denkmale und säulen, wo sein fuß ruhete, gefüret durch den anblick der schenkel, von unerschöpflicher kraft und von einer den gottheiten eigenen länge, die den held durch hundert länder und völker bis zur unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an dise entfernten züge zu überdenken, da mein geist zurückgerufen wird durch einen blick auf seinen rücken. Ich wurde entzücket, da ich disen körper von hinten ansah, so wie ein mensch, der nach bewunderung des prächtigen portals an einem tempel auf die höhe desselben gefüret wurde, wo in das gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornemsten bau der gebeine dises leibes, den ursprung der muskeln und den grund irer lage und bewegung, und dises alles zeiget sich wie eine von der höhe der berge entdeckete landschaft, über welche die natur den mannigfaltigen reichtum irer schönheiten ausgegossen. So wie die lustigen höhen derselben sich mit einem sanften abhange in gesenkte täler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende hügel von muskeln, um welche sich oft unmerkliche tiefen, gleich dem strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem gesichte als dem gefüle offenbar werden.

Scheinet es unbegreiflich, außer dem haupt ein einem andern teile des körpers eine denkende kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die hand eines schöpferischen meisters die materie geistig zu machen vermögend ist. Mich däucht, es bilde mir der rücken, welcher durch hohe betrachtungen gekrümmt scheinet, ein haupt, das mit einer frohen erinnerung seiner erstaunenden taten beschäftiget ist; und indem sich so ein haupt voll von majestät und weisheit vor meinen augen erhebet, so fangen sich an in meinen gedanken die übrigen mangelhaften glider zu bilden: es sammelt sich ein ausfluſs aus dem gegenwärtigen, und wirket gleichsam eine plötzliche ergänzung.

Die macht der schulter deutet mir an, wie stark die arme

gewesen, die den löwen auf dem gebirge Cithäron erwürget, und mein auge suchet sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggefüret haben. Seine schenkel und das erhaltene knie geben mir einen begriff von den beinen, die niemals ermüdet sind, und den hirsch mit füßen von erze verfolget und erreichet haben.

Durch eine geheime kunst aber wird der geist durch alle taten seiner stärke bis zur vollkommenheit seiner sele gefüret, und in disem sturze ist ein denkmal derselben, welches im keine dichter, die nur die stärke seiner arme besingen, errichtet: der künstler hat sie übertroffen. Sein bild des helden gibt keinen gedanken von gewalttätigkeit und ausgelassener liebe platz. In der ruhe und stille des körpers offenbaret sich der gesetzte große geist, der mann, welcher sich aus liebe zur gerechtigkeit den größesten gefärlichkeiten ausgesetzet, der den ländern sicherheit und den einwonern ruhe geschaffet.

In dise vorzügliche und edle form einer so vollkommenen natur ist gleichsam die unsterblichkeit eingehüllet, und die gestalt ist bloß wie ein gefäß derselben; ein höherer geist scheinet den raum der sterblichen teile eingenommen und sich an die stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mer der körper, welcher annoch wider ungeheuer und fridenstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem berge Oeta von den schlacken der menschheit gereiniget worden, die sich von dem ursprunge der änlichkeit des vaters der götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den armen der Hebe, der ewigen jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen einfluſs derselben. Von keiner sterblichen speise und groben teilen ist sein leib ernäret: in erhält die speise der götter, und er scheinet nur zu genießen, nicht zu nemen, und völlig, one angefüllet zu sein.

O möchte ich dises bild in der größe und schönheit sehen, in welcher es sich dem verstande des künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem überreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes glück nach dem seinigen

würde sein, dises werk würdig zu beschreiben. Voller betrübnis aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernet, so bejammere ich den unersetzlichen schaden dises Herkules, nachdem ich zur einsicht der schönheit desselben gelanget bin.

Die kunst weinet zugleich mit mir; denn das werk, welches sie den größten erfindungen des witzes und des nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch itzo ir haupt wie in iren goldenen zeiten zu der größten höhe menschlicher achtung erheben könnte: dises werk, welches villeicht das letzte ist, in welches sie ire äußersten kräfte gewandt hat, muſs sie halb vernichtet und grausam gemishandelt sehen. Wem wird hier nicht der verlust so viler hundert anderer meisterstücke derselben zu gemüte gefüret! Aber die kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von disen traurigen überlegungen zurück und zeiget uns, wie vil noch aus dem übrig geblibenen zu lernen ist, und mit was für einem auge es der künstler ansehen müsse.

---

29. Joh. W. L. Gleim, 1719—1803.

(Bei Eröffnung des Feldzugs 1757.)

Auf, brüder, Friedrich, unser held, der feind von fauler frist,
ruft uns nun wider in das feld, wo rum zu holen ist.
  Was soll, o Tolpatsch und Pandur, was soll die träge rast?
Auf, und erfare, daſs du nur den tod verspätet hast.
  Aus deinem schädel trinken wir bald deinen süßen wein,
du Ungar! Unser feldpanier soll solche flasche sein.
  Dein starkes her ist unser spott, ist unsrer waffen spil;
denn was kann wider unsern Gott Theresia und Brühl?
  Was helfen waffen und geschütz im ungerechten krieg?
Gott donnerte bei Lowositz, und unser war der sig.
  Und böt uns in der achten schlacht Franzos und Russe trutz,
so lachten wir doch irer macht: denn Gott ist unser schutz.

---

30. Fried. Gottl. Klopstock, 1724—1803.

Die Stunden der Weihe.

Euch stunden grüß ich, welche der abendstern
still in der dämmrung mir zur erfindung bringt,
o geht nicht one mich zu segnen,
nicht one große gedanken weiter!

Im tor des himmels sprach ein unsterblicher:
„Eilt, heilge stunden, die ir die unterwelt
aus disen hohen pforten Gottes
selten besuchet, zu jenem jüngling,

Der Gott, den mittler, Adams geschlechte singt.
Deckt in mit diser schattigen külen nacht
der goldnen flügel, dass er einsam
unter dem himmlischen schatten dichte.

Was ir gebaret, stunden, das werden einst,
weissaget Salem, ferne jarhunderte
vernemen, werden Gott, den mittler,
ernster betrachten und heilig leben.“

Er sprachs. Ein nachklang von dem unsterblichen
fur mir gewaltig durch mein gebein dahin;
ich stand, als ging in donnerwettern
über mir Gott, und erstaunte freudig.

Dass disem ort kein schwatzender prediger
kein wandelloser christ, der propheten selbst
nicht fült, sich nahe! Jeder laut, der
göttliche dinge nicht tönt, verstumme!

Deckt, heilge stunden, decket mit eurer nacht
den stillen eingang, dass in kein sterblicher
betrete, winkt selbst meiner freunde
gerne gehorchten, geliebten fuß weg!

Nur nicht, wenn Schmidt will aus den versammlungen
der musen Sions zu mir herübergehn;
doch dass du nur vom weltgerichte,
oder von deiner erhabenen schwester,

Dich unterredest! Auch wenn sie richtet, ist
sie liebenswürdig. Was ir empfindend herz
in unsern liedern nicht empfunden,
sei nicht mer! was sie empfand, sei ewig!

(Aus dem Messias.)

Weiter sagt er und sprach: Ich hebe gen himmel mein haupt auf,
meine hand in die wolken, und schwöre dir bei mir selber,
der ich Gott bin, wie du, ich will die menschen erlösen.
Jesus sprachs und erhub sich. In seinem antlitz war hohheit,
selenruh und ernst und erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den engeln, nur sich und dem sone vernommen,
sprach der ewige vater, und wandte sein schauendes antlitz
nach dem versöner hin: Ich breite mein haupt durch die himmel,
meinen arm aus durch die unendlichkeit, sage: ich bin
ewig! und schwöre dir, son: ich will die sünde vergeben.

---

31. Karl Wilh. Ramler, 1725—1798.

An den Friden.

Wo bist du hingeflohn, geliebter fride?
gen himmel in dein mütterliches land?
hast du dich, irer ungerechtigkeiten müde,
ganz von der erde weggewandt?

Wonst du nicht noch auf einer von den fluren
des oceans, in klippen tief versteckt,
wohin kein wuchrer, keine missetäter furen,
die kein eroberer entdeckt?

Nicht, wo mit wüsten rings umher beweret,
der wilde sich in deinem himmel dünkt,
sich ruhig von den früchten seines palmbaums näret,
vom safte seines palmbaums trinkt?

O, wo du wonst, lass endlich dich erbitten:
komm wider, wo dein süßer feldgesang

von herdevollen hügeln und aus weinberhütten
und unter kornaltären klang.

Sih dise schäfersitze, deine freude,
wie städte lang, wie rosengärten schön,
nun sparsam, nun wie bäumchen auf verbrannter heide,
wie gras auf öden mauern stehn.

Die winzerinnen halten nicht mer tänze,
die jüngst verlobte garbenbinderin
trägt one saitenspil und lieder ire kränze
zum dankaltare weinend hin.

Denn ach! der krieg verwüstet sat und reben
und korn und most, vertilget frucht und stamm,
erwürgt die frommen mütter, die die milch uns geben,
erwürgt das kleine fromme lamm.

Mit unsern rossen färt er donnerwagen,
mit unsern sicheln mäht er menschen ab;
den vater hat er jüngst, er hat den mann erschlagen,
nun fordert er den knaben ab.

Erbarme dich des langen jammers, rette
von deinem volk den armen überrest!
bind an der hölle tor mit sibenfacher kette
auf ewig den verderber fest.

---

32. G. E. Lessing (1729—1781).

Aus Laokoon.

Der einfall, den vater mit seinen beiden sönen durch die mördrischen schlangen in einen knoten zu schürzen, ist onstreitig ein ser glücklicher einfall, der von einer ungemein malerischen phantasie zeiget. Wem gehört er? dem dichter oder den künstlern? Montfaucon will in bei dem dichter nicht finden. Aber ich meine, Montfaucon hat den dichter nicht aufmerksam genug gelesen. Der dichter hat die schlangen von einer wunderbaren länge geschildert. Sie haben die knaben umstrickt, und da der vater ihnen zu hülfe kömmt, ergreifen sie auch in. Nach ihrer größe

konnten sie sich nicht auf einmal von den knaben loswinden; es mufste also einen augenblick geben, da sie den vater mit iren köpfen und vorderteilen schon angefallen hatten, und mit iren hinterteilen die knaben noch verschlungen hielten. Diser augenblick ist in der fortschreitung des poëtischen gemäldes notwendig; der dichter läfst in sattsam empfinden; nur in auszumalen, dazu war itzt die zeit nicht. Dafs in die alten ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine stelle des Donatus zu bezeigen. Wie vil weniger wird er den künstlern entwischt sein, in deren verständiges auge alles, was inen vorteilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den windungen selbst, mit welchen der dichter die schlangen um den Laokoon füret, vermeidet er ser sorgfältig die arme, um den händen alle ire wirksamkeit zu lassen. Hierin mufsten im die künstler notwendig folgen. Nichts gibt mer ausdruck und leben als die bewegung der hände; im affecte besonders ist das sprechendste gesicht one sie unbedeutend. Arme, durch die ringe der schlangen fest an den körper geschlossen, würden frost und tod über die ganze gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der hauptfigur sowol als an den nebenfiguren, in völliger tätigkeit, und da am meisten beschäftiget, wo gegenwärtig der heftigste schmerz ist.

Weiter aber auch nichts als dise freiheit der arme fanden die künstler zuträglich, in ansehung der verstrickung der schlangen, von dem dichter zu entlenen. Virgil läfst die schlangen doppelt um den leib, und doppelt um den hals des Laokoon sich winden, und hoch mit iren köpfen über in herausragen. Dises bild füllet unsere einbildungskraft vortrefflich; die edelsten teile sind bis zum ersticken gepresst und das gift gehet gerade nach dem gesichte. Dem ongeachtet war es kein bild für künstler, welche die wirkungen des giftes und des schmerzes in dem körper zeigen wollten. Denn um dise bemerken zu könuen, mufsten die hauptteile so frei sein als möglich, und durchaus müfste kein äußerer druck auf sie wirken, welcher das spil der leidenden nerven und arbeitenden muskeln verändern und schwächen könnte. Die dop-

pelten windungen der schlangen würden den ganzen leib verdeckt haben, und jene schmerzliche einziehung des unterleibes, welche so ser ausdrückend ist, würde unsichtbar gebliben sein. Was man über, oder unter, oder zwischen den windungen von dem leibe noch erblickt hätte, würde unter pressungen und aufschwellungen erschinen sein, die nicht von dem innern schmerze, sondern von der äußern last gewirket worden. Der eben so oft umschlungene hals würde die pyramidalische zuspitzung der gruppe, welche dem auge so angenem ist, gänzlich verdorben haben; und die aus diser wulst ins freie hinausragenden spitzen schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen abfall von mensur gemacht, dass die form des ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Es gibt zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich dem ongeachtet an den dichter zu binden. Was dann aber auch daraus geworden, lässt sich unter andern aus einem blatte des Franz Cleyn mit abscheu erkennen. Die alten bildhauer übersahen es mit einem blicke, dass ire kunst hier eine gänzliche abänderung erfordere. Sie verlegten alle windungen von dem leibe und halse um die schenkel und füße. Hier konnten dise windungen, dem ausdrucke unbeschadet, so vil decken und pressen, als nötig war. Hier erregten sie zugleich die idee der gehemmten flucht und einer art von unbeweglichkeit, die der künstlichen fortdauer des nämlichen zustandes ser vorteilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, dass die kunstrichter dise verschidenheit, welche sich in den windungen der schlangen zwischen dem kunstwerke und der beschreibung des dichters so deutlich zeiget, gänzlich mit stillschweigen übergangen haben. Sie erhebet die weisheit der künstler ebensoser als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowol anzupreisen wagen, als vilmer nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die verschidenheit in der bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen ornate, und in der gruppe erscheint er, mit seinen beiden sönen, völlig nackend. Man sagt, es gebe leute, welche eine große ungereimtheit darin fänden, dass ein königsson, ein priester, bei einem opfer nackend vorgestellt werde. Und disen leuten antworten

kenner der kunst in allem ernste, dass es allerdings ein feler gegen das übliche sei, dass aber die künstler dazu gezwungen worden, weil sie iren figuren keine anständige kleidung geben können. Die bildhauerei, sagen sie, könne keine stoffe nachamen; dicke falten machten eine üble wirkung; aus zwei unbequemlichkeiten habe man also die geringste wälen, und lieber gegen die warheit selbst verstoßen, als in den gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten artisten bei dem einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der beantwortung sagen dürften. Man kann die kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschiht. Denn gesetzt, die sculptur könnte die verschidnen stoffe eben so gut nachamen als die malerei: würde sodann Laokoon notwendig bekleidet sein müssen? Würden wir unter diser bekleidung nichts verlieren? Hat ein gewand, das werk sklavischer hände, eben so vil schönheit als das werk der ewigen weisheit, ein organisirter körper? Erfordert es einerlei fähigkeiten, ist es einerlei verdienst, bringt es einerlei ere, jenes oder disen nachzuamen? Wollen unsre augen nur getäuscht sein, und ist es inen gleich vil, womit sie getäuscht werden?

Bei dem dichter ist ein gewand kein gewand; es verdeckt nichts; unsere einbildungskraft siht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht, sein leiden ist ir an jedem teile seines körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die stirne ist mit der priesterlichen binde für sie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja sie hindert nicht allein nicht, dise binde, sie verstärkt auch noch den begriff, den wir uns von dem unglücke des leidenden machen. Nichts hilft im seine priesterliche würde; selbst das zeichen derselben, das im überall ansehen und verehrung verschafft, wird von dem giftigen geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber disen nebenbegriff musste der artist aufgeben, wenn das hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur dise binde gelassen, so würde er den ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die stirne wäre zumteil verdeckt worden, und die stirne ist der sitz des ausdruckes. Wie er also dort, bei dem schreien, den ausdruck der schönheit aufopferte, so opferte er hier

das übliche dem ausdrucke auf. Ueberhaupt war das übliche bei den alten eine ser geringschätzige sache. Sie fülten, daſs die höchste bestimmung irer kunst sie auf die völlige entberung desselben fürte. Schönheit ist dise höchste bestimmung; not erfand die kleider, und was hat die kunst mit der not zu tun? Ich gebe es zu, daſs es auch eine schönheit der bekleidung gibt: aber was ist sie gegen die schönheit der menschlichen form? Und wird der, der das größere erreichen kann, sich mit dem kleineren begnügen? Ich fürchte ser, der vollkommenste meister in gewändern zeigt durch dise geschicklichkeit selbst, woran es im felt.

---

33. Christ. M. Wieland, 1733—1813.

Aus dem Oberon.

Schon tönen cymbeln, trommeln, pfeifen,
gesang und saitenspil vom hochzeitsale her;
schon nickt des sultans haupt, von weindunst doppelt schwer,
und freier schon beginnt die freude auszuschweifen;
der braut allein teilt sich die lust nicht mit,
die in des bräutgams augen glühet:
als, eben da sie starr auf iren teller sihet,
herr Hüon in den sal mit edler freiheit tritt.
Er naht der tafel sich, und alle augenbrauen
ziehn sich erstaunt empor, den fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ire träume denkt,
hält auf den teller noch den ernsten blick gesenkt;
auch der kalif, den becher just zu leren
beschäftigt, läſst sich nichts in seinem opfer stören:
nur Babekan, den seines nahen falls
kein guter geist verwarnt, dreht seinen langen hals.
Sogleich erkennt der held den losen mann von gestern,
der sich vermaß der Christen Gott zu lästern:
er ists der links am goldnen stule sitzt
und seinen nacken selbst der straf entgegen bieget.

Rasch, wie des himmels flamme, blitzt
der reiche säbel auf, der kopf des helden flieget,
und hochaufbrausend überspritzt
sein blut den tisch und den, der im zur seite liget.
Wie der Gorgone furchtbars haupt
in Perseus faust den wild empörten scharen
das leben stracks durch seinen anblick raubt;
noch dampft die königsburg, noch schwillt der aufrur, schnaubt
die mordlust ungezämt im busen des barbaren;
doch Perseus schüttelt kaum den kopf mit schlangenharen,
so starrt der dolch in jeder blutgen hand,
und jeder mörder steht zum felsen hingebannt:
So stockt auch hier, beim anblick solcher kecken
verräterischen tat, des frohen blutes lauf
in jedem gast. Sie faren allzuhauf,
als sähn sie ein gespenst, von iren sitzen auf,
und greifen nach dem schwert. Allein, gelämt von schrecken,
erschlafft im ziehn der arm, und jedes schwert blib stecken;
onmächtgen grimm im starren blick,
sank sprachlos der kalif in seinen stul zurück.
Der aufrur, der den ganzen sal empöret,
schreckt Rezien aus irer träumerei:
sie schaut bestürzt sich um, was dessen ursach sei;
und wie sie sich nach Hüons seite keret,
wie wird im, da er sie erblickt!
Sie ists! sie ists! ruft er, und lässt entzückt
den blutgen stahl und seinen turban fallen,
und wird von ir erkannt, wie seine locken wallen.
Er ists! beginnt auch sie zu rufen, doch die scham
erstickt den ton in irem rosenmunde.
Wie schlug das herz ir erst, da er geflogen kam,
im angesicht der ganzen tafelrunde
sie liebeskün in seine arme nam,
und, da sie glühend bald, bald blass wie eine büste

sich zwischen lieb und jungferlichem gram
in seinen armen wand, sie auf die lippen küsste!
Schon hat er sie zum zweiten mal geküsst;
wo aber nun den trauring herbekommen?
Zum glücke, dass der ring an seinem finger ist,
den er im eisenturm dem risen abgenommen;
zwar wenig noch mit dessen wert vertraut,
schin im, dem ansehn nach, der schlechtste kaum geringer,
doch steckt er in aus not itzt an des fräuleins finger,
und spricht: so eign ich dich zu meiner lieben braut!
Er küsst mit disem wort die sanft bezwungne schöne
zum dritten mal auf iren holden mund.
Ha! schreit der sultan auf, und knirscht und stampft den grund
vor ungeduld, ir leidet, dass der hund
von einem Franken so mich höne?
ergreift in! zaudern ist verrat!
und, tropfenweis erpresst, versöne
sein schwarzes blut die ungeheure tat!
Auf einmal blitzen hundert klingen
in Hüons aug, und kaum erhascht er noch,
eh sie im sturm auf in von allen seiten dringen,
sein hingeworfnes schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
die schöne Rezia, von lieb und angst entgeistert,
schlingt einen arm um in, macht ire brust zum schild
der seinigen — der andre arm bemeistert
sich seines schwerts. Zurück, verwegne! schreit sie wild.
Zurück, es ist kein weg zu disem busen
als mitten durch den meinen! ruft sie laut;
und ir, noch kaum so sanft wie Amors holde braut,
gibt die verzweiflung itzt die augen von Medusen.
Vermessne haltet ein, ruft sie den emirn zu,
zurück! — O schone sein, mein vater! und o du,
den zum gemahl das schicksal mir gegeben,
o spart mein blut in eurer beider leben!

Umsonst! des sultans wut und dräuen
nimmt überhand, die heiden dringen ein.
Der ritter lässt sein schwert vergebens blitzen,
noch hält im Rezia den arm. Ir ängstlich schrein
durchbort sein herz. Was bleibt im sie zu schützen
noch übrig, als sein horn von elfenbein?
Er setzt es an den mund und zwingt mit sanftem hauche
den schönsten ton aus seinem krummen bauche.
Auf einmal fällt der hochgezückte stahl
aus jeder faust; in raschem taumel schlingen
der emirn hände sich zum tänzerischen ringen;
ein lautes hussa schallt bacchantisch durch den sal
und jung und alt, was füße hat, muss springen;
des hornes kraft lässt keine wal:
nur Rezia, bestürzt, dis wunderwerk zu sehen,
bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

34. Matth. Claudius, 1740—1815.

Der Frühling, am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
keine weis und keine sitte hören;
will mich wälzen und für freude schrein,
und der könig soll mir das nicht weren;
Denn er kommt mit seiner freudenschar
heute aus der morgenröte hallen,
einen blumenkranz um brust und har
und auf seiner schulter nachtigallen;
Und sein antlitz ist im rot und weiß,
und er träuft von tau und duft und segen.
Ha! mein thyrsus sei ein knospenreis,
und so tauml ich meinem freund entgegen.

35. Joh. Gottfried von Herder, 1744—1803.

Das menschliche Herz.

In Ein gewebe wanden die götter freud und schmerz,
sie webten und erfanden ein armes menschenherz;
du armes herz, gewebet aus lust und traurigkeit,
weißt du, was dich belebet? ists freude, ist es leid?
Die göttin selbst der liebe sah es bedauernd an:
o zweifelhafte tribe, die dises herz gewann!
im wünschen nur und senen wont seine seligkeit,
und selbst der freude trähnen verkündigen im leid.
Schnell trat ir holder knabe hinzu mit seinem pfeil;
auf, meine beste gabe sie werde im zuteil!
Ein unbezwingbar streben sei liebe dir, o herz,
und liebe sei dein leben, und freude sei dein schmerz.

---

36. Ludwig Hölty, 1748—1776.

Rosen auf den weg gestreut, und des harms vergessen,
eine kurze spanne zeit ward uns zugemessen.
Heute hüpft im frühlingstanz noch der frohe knabe;
morgen weht der totenkranz schon auf seinem grabe.
Wonne fürt die junge braut heute zum altare;
eh die abendwolke taut, ruht sie auf der bare.
Gebt den harm und grillenfang gebet in den winden;
ruht bei hellem becherklang unter grünen linden!
Lasset keine nachtigall unbehorcht verstummen,
keine bin' im frülingstal unbelauscht entsummen!
Schmeckt, so lang es Gott erlaubt, kuss und süße trauben,
bis der tod, der alles raubt, kommt, auch sie zu rauben.
Unserm schlummernden gebein, von dem tod umdüstert,
duftet nicht der rosenhain, der am grabe flüstert;
Tönet nicht der wonneklang angestoßner becher,
noch der frohe rundgesang weinbelaubter zecher!

---

37. Gottfried August Bürger, 1748—1794.

An die Hoffnung.

O beste holder feen, mit liebevollem sinn,
vom himmel auserſehen zur menſchentröſterin!
der ſchönſten morgenſtunde, gehüllt in roſenlicht,
der Suada gleich am munde, die honigrede ſpricht!

Du, die mich oft erheitert, vernimm, o hoffnung mich!
mein freies herz erweitert zu lobgeſängen ſich.
Sie lodern mit dem feuer des frommen danks empor.
O neig auf meine leier dein allgefällig or!

Als mit dem goldnen alter der unſchuld glück entwich,
da ſandten die erhalter gequälter menſchen dich:
daſs du das unglück ſchwächteſt, des laſters riſenſon,
und freuden widerbrächteſt, die mit der unſchuld flohn.

Nun wandelt im geleite dir ewig ruhe nach;
im aufrur und im ſtreite mit grauſem ungemach
erteileſt du dem müden, eh ganz ſein mut erſchlafft,
erquickung oder friden und neue heldenkraft.

Du ſcheucheſt von dem krieger das grauen der gefar,
und tröſteſt arme pflüger im dürren mangeljar.
Aus wind und lauem regen, aus ſonnenſchein und tau
verkündeſt du den ſegen der zartbeſproſſten au.

Von deinem flügel duftet ein balſam für den ſchmerz;
bei ſeinem weben luftet ſich das beklommne herz:
Dein odem hauchet kräfte verwelktem elend ein;
erſtorbne kalte ſäfte belebt dein milder ſchein.

Du biſt es, die dem kranken die todesqualen ſtillt,
mit wonnigen gedanken von zukunft in erfüllt,
in ſeinen letzten träumen das paradis im zeigt,
und unter grünen bäumen die lebensſchale reicht.

Die du den armen ſklaven im dunklen ſchacht erfreuſt,
von unverdienten ſtrafen erlöſung prophezeiſt,
dem im Tyrrhenermere die laſt des ruders hebſt,
und über der galeere wie frühlingswehen ſchwebſt.

O göttin, deine stimme tönt der verzweifelung
in irem tauben grimme noch oft beruhigung.
Dein holder blick entwinket sie giriger gefar,
der todesbecher sinket, der schon am munde war. —
Und ach! verschmähte liebe bräch iren wanderstab
getrost entzwei, und grübe sich vor der zeit ir grab.
Doch du hebst ir im leiden das schlaffe haupt empor,
und spiegelst ir die freuden erhellter zukunft vor.
Das hat mein herz erfaren! — Schon lange wäre wol
von meinen trauerjaren die kleine summe voll;
schon hört ich auf zu streben, mir brach das auge schon:
ich kam zurück ins leben auf deinen schmeichelton. —
„Villeicht, dafs deiner zähren die letzte bald verschleicht.
Wie lange wird es wären, so hauchest du villeicht
den seufzer ir entgegen, den lieb und glück verliehn,
die härte zu bewegen, die unempfindlich schin.
Und blib ir herz hieniden auch immer unerweicht,
so ist sie dir beschiden im himmel noch villeicht;
im himmelreich, wo liebe die selen all erfüllt,
und jede brust die tribe der andern brust vergilt.
Wann sonder erdenmängel dein reiz in fülle blüht,
und anmut holder engel dein antlitz überzieht;
wann sich zur engelsele die deinige verschönt,
und himmlisch deine kele zur himmelsharfe tönt.
Dann süßer lon der treue! beschleicht die lere brust
erbarmen oder reue, voll reiner liebeslust.
In Edens schönster laube beseligt liebe dich.“
O paradises glaube, erhalt und stärke mich.

---

38. **Joh. Wolfgang von Goethe**, 1749—1832.

Herrmann und Dorothea.

Also das wäre verbrechen, dafs einst Properz mich begeistert,
dafs Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?

dass ich die alten nicht hinter mir ließ, die schule zu hüten,
dass sie nach Latium gern mir in das leben gefolgt?
dass ich natur und kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
dass kein name mich täuscht, dass mich kein dogma beschränkt?
dass nicht des lebens bedingender drang mich, den menschen, verändert,
dass ich der heuchelei dürftige maske verschmäht?
Solcher feler, die du, o muse, so emsig gepfleget,
zeihet der pöbel mich; pöbel nur siht er in mir.
Ja sogar der bessere selbst, gutmütig und bider,
will mich anders; doch du, muse, befihlst mir allein.
Denn du bist es allein, die nach mir die innere jugend
frisch erneuest, und sie mir bis zu ende versprichst.
Aber verdopple nunmer, o göttin, die heilige sorgfalt!
Ach! die scheitel umwallt reichlich die locke nicht mer:
da bedarf man der kränze, sich selbst und andre zu täuschen;
kränzte doch Cäsar selbst nur aus bedürfnis das haupt.
Hast du ein lorberreis mir bestimmt, so lass es am zweige
weiter grünen, und gib einst es dem würdigern hin;
aber rosen winde genug zum häuslichen kranze;
bald als lilie schlingt silberne locke sich durch.
Schüre die gattin das feuer, auf reinlichem herde zu kochen!
Werfe der knabe das reis, spilend, geschäftig dazu!
Lass im becher nicht felen den wein! Gesprächige freunde,
gleichgesinnte herein! kränze sie warten auf euch.
Erst die gesundheit des mannes, der endlich vom namen Homeros
kün uns befreiend, uns auch ruft in die vollere ban,
denn wer wagte mit göttern den kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste gedicht! noch einmal getrunken!
Euch besteche der wein, freundschaft und liebe das or.
Deutsche selber für ich euch zu, in die stillere wonung,
wo sich, nah der natur, menschlich der mensch noch erzieht,
uns begleite des dichters geist, der seine Luise
rasch dem würdigen freund, uns zu entzücken, verband.

Auch die traurigen bilder der zeit, sie für ich vorüber;
 aber es sige der mut in dem gesunden geschlecht.
Hab ich euch trähnen ins auge gelockt und lust in die sele
 singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans herz.
Weise denn sei das gespräch! uns leret weisheit am ende
 das jarhundert; wen hat das geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nnn auf jene schmerzen zurücke.
 Wenn auch ein fröhlicher sinn manches entberlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und nationen; so lasst uns
 unser eignes herz kennend, uns dessen erfreun.

(Aus Goethes Leben.)

Die wonung der großeltern lag auf der Friedberger Gasse und schin ehemals eine burg gewesen zu sein; denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes tor mit zinnen, welches zu beiden seiten an zwei nachbarshäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen gang endlich in einen zimlich breiten hof, umgeben von ungleichen gebäuden, welche nunmer alle zu einer wonung vereinigt waren. Gewönlich eilten wir sogleich in den garten, der sich ansenlich lang und breit hinter dem gebäude hin erstreckte und ser gut unterhalten war, die gänge meistens mit rebgeländer eingefasst, ein teil des raums den küchengewächsen, ein andrer den blumen gewidmet, die vom frühjar bis in den herbst in reichlicher abwechslung die rabatten so wie die bete schmückten. Die lange gegen mittag gerichtete mauer war zu wolgezogenen spalierpfirschbäumen genützt, von denen uns die verbotnen früchte den sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermiden wir lieber dise seite, weil wir unsere genäschigkeit hier nicht befridigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare reihe johannis- und stachelberbüsche unserer girigkeit eine folge von ernten bis in den herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter maulberbaum bedeutend, sowol wegen seiner früchte, als auch weil man uns erzälte, dass von seinen blättern die seiden-

würmer sich ernärten. In disem fridlichen revier fand man jeden abend den großvater mit behaglicher geschäftigkeit eigenhändig die feinere obst- und blumenzucht besorgend, indess ein gärtner die gröbere arbeit verrichtete. Die vilfachen bemühungen, welche nötig sind, um eine schöne nelkenflor zu erhalten und zu vermeren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die zweige der pfirschbäume fächerartig an die spaliere, um einen reichlichen und bequemen wachstum der früchte zu befördern. Das sortiren der zwibeln von tulpen, hyacinthen und verwandter gewächse, sowie die sorge für aufbewarung derselben überließ er niemandem; und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem oculiren der verschidenen rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den dornen zu schützen, jene altertümlichen ledernen handschuhe an, die im beim pfeifergericht järlich in triplo überreicht wurden, woran es im deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talaränlichen schlafrock, und auf dem haupte eine faltige schwarze sammtmütze, so daß er eine mittlere person zwischen Alcinous und Laertes hätte vorstellen können.

---

39. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg, 1750—1819.

Der Genius.

Den schwachen flügel reizet der äther nicht!
im felsenneste fült sich der adler schon
voll seiner urkraft! hebt den fittig
senkt sich, und hebt sich, und trinkt die sonne!

Du gabst, natur, im flug und den sonnendurst!
mir gabst du feuer, durst nach unsterblichkeit,
bis toben in der brust, bis staunen,
welches durch jegliche nerve zittert,

Wenn schon die selen werdender lieder mir
das haus umschweben, eh das nachamende
gewand der sprache sie umfließet,
one den geistigen flug zu hemmen!

Du gabst mir schwingen hoher begeisterung

gefül des waren, liebe des schönen, du!
du lerst mich neue höhen finden,
welche das auge der kunst nicht spähet!
 Von dir geleitet wird mir die sternenban
nicht hoch, und tief nicht sein der Oceanus!
die mitternacht nicht dunkel! blendend
nicht des vertrauten Olymps umstralung.

---

40. Joh. Heinr. Voſs, 1751—1826.

(Aus der Luise.)

Einsmals kam ein toter aus Mainz an die pforte des himmels,
poltert und rief: Macht auf! Da schaute der heilige Petrus,
leise die tür aufschließend, hervor und fragte: Wer bist du?
Trotzig erwiderte jener, den ablasſzettel erhebend:
Ich? ein katholischer christ, des allein heilbringenden glaubens!
Setze dich dort auf die bank! antwortete Petrus verschließend.
Hierauf kam ein toter aus Zürch an die pforte des himmels,
polternd und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der jünger.
Ich? ein kalvinischer christ, des allein heilbringenden glaubens!
Dort auf die bank! rief Petrus. Da kam ein toter aus Hamburg,
poltert und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der jünger.
Ich? ein lutherischer christ des allein heilbringenden glaubens!
Dort auf die bank! rief Petrus, und schloſs. Nun saßen die gegner
fridsam neben einander, und sahn voll stiller bewundrung
sonnen und mond und gestirn aus scheinender irre geordnet
zum einträchtigen tanz; auch hörten sie rauschen harmonisch,
im villautigen chor, der seligen völker und engel
hallelujagesäng, und atmeten blüte des lebens.
Aber ir herz schwoll über von unaussprechlicher inbrunst;
und es erhub sich entzückt ir heller gesang: „Wir gläuben
all an Einen Gott!“ — Da mit einmal sprangen die flügel
auf mit getön, daſs weit von goldenem glanze der äther

leuchtete. Petrus erschin, und sprach mit freundlichem lächeln: Habt ir jetzt euch besonnen, ir törichten kinder? So kommt denn.

---

41. Friedrich von Schiller, 1759—1805.

Die vier Weltalter.

Wol perlet im glase der purpurne wein,
wol glänzen die augen der gäste,
es zeigt sich der sänger, er tritt herein,
zu dem guten bringt er das beste,
denn one die leier im himmlischen sal
ist die freude gemein auch beim nektarmal.

Im gaben die götter das reine gemüt,
wo die welt sich, die ewige, spiegelt,
er hat alles gesehn, was auf erden geschiht,
und was uns die zukunft versigelt,
er saß in der götter urältestem rat
und behorchte der dinge geheimste sat.

Er breitet es lustig und glänzend aus
das zusammengefaltete leben,
zum tempel schmückt er das irdische haus,
im hat es die muse gegeben,
kein dach ist so nidrig, keine hütte so klein,
er fürt einen himmel voll götter hinein.

Und wie der erfindende son des Zeus
auf des schildes einfachem runde
die erde, das mer und den sternenkreis
gebildet mit göttlicher kunde,
so drückt er ein bild des unendlichen all
in des augenblicks flüchtig verrauschenden schall.

Er kommt aus dem kindlichen alter der welt,
wo die völker sich jugendlich freuten;
er hat sich, ein frölicher wandrer, gesellt
zu allen geschlechtern und zeiten.

Vier menschenalter hat er gesehn,
und lässt sie am fünften vorüber gehn.
Erst regirte Saturnus schlicht und gerecht,
da war es heute wie morgen,
da lebten die hirten, ein harmlos geschlecht,
und brauchten für gar nichts zu sorgen;
sie liebten und taten weiter nichts mer;
die erde gab alles freiwillig her.
Drauf kam die arbeit, der kampf begann,
mit ungeheuern und drachen,
und die helden fingen, die herscher an,
und den mächtigen suchten die schwachen,
und der streit zog in des Skamanders feld;
doch die schönheit war immer der gott der welt.
Aus dem kampf ging endlich der sig hervor,
und der kraft entblühte die milde;
da sangen die musen im himmlischen chor,
da erhuben sich göttergebilde!
das alter der göttlichen phantasie
es ist verschwunden, es keret nie.
Die götter sanken vom himmelstron,
es stürzten die herrlichen säulen,
und geboren wurde der jungfrau son,
die gebrechen der erde zu heilen,
verbannt ward der sinne flüchtige lust,
und der mensch griff denkend an seine brust.
Und der eitle, der üppige reiz entwich,
der die frohe jugendwelt zierte;
der mönch und die nonne zergeißelten sich
und der eiserne ritter turnierte.
Doch, war das leben auch finster und wild,
so blib doch die liebe lieblich und mild.
Und einen heiligen keuschen altar
bewarten sich still die musen:
es lebte, was edel und züchtig war,

in der frauen züchtigem busen;
die flamme des liedes entbrannte neu
an der schönen minne und liebestreu.
Drum soll auch ein ewiges zartes band
die frauen, die sänger umflechten;
sie wirken und weben hand in hand
den gürtel des schönen und rechten,
gesang und liebe, in schönem verein,
sie erhalten dem leben den jugendschein.

---

42. Jean Paul Friedr. Richter, 1763—1825.

Der Traum im Traume. (Aus Siebenkäs.)

Erhaben stand der himmel über der erde; ein regenbogen hob sich, wie der ring der ewigkeit, über den morgen — ein gebrochnes gewitter zog über wetterstangen mit einem müden donnern unter die farbige erdenpforte in osten — und die abendsonne schauete, wie hinter trähnen, mit einem milden lichte dem gewitter nach und ihre blicke ruhten am triumphbogen der natur. . . . . Ich spilte mit meinem entzücken und schloſs überfüllt die augen zu und sah nichts mer, als die sonne, die warm und lodernd durch die augenlider drang, und hörte nichts mer, als das weichende donnern. — — Da fiel endlich der nebel des schlafs auf meine sele und überdeckte mit seinem grauen gewölke den frühling; aber bald zogen die lichtstreife durch den nebel, dann bunte schönheitslinien und zuletzt war der ganze schlaf um mich mit den hellen bildern des traums übermalt.

Mir träumte, ich stehe in der zweiten welt: um mich war eine dunkelgrüne aue, die in der ferne in hellere blumen überging und in hochrote wälder und in durchsichtige berge voll goldadern — hinter den krystallenen gebirgen loderte morgenrot von perlenden regenbogen umhangen — auf den glimmenden waldungen lagen statt der tautropfen nidergefallene sonnen und um die blumen hingen, wie fliegender sommer, nebelsterne. . . . Zuweilen schwankten die auen, aber nicht von zephyrn, sondern von selen,

die sie mit unsichtbaren flügeln bestreiften. — — Ich war der zweiten welt unsichtbar; unsere hülle ist dort nur ein kleiner leichenschleier, nur eine nicht ganz gefallene nebelflocke.

Am ufer der zweiten welt ruhte die heilige jungfrau neben irem sone und schauete auf unsere erde herab, die unten auf dem totenmere schwamm mit irem engen frühling, klein und hinabgesenkt, und nur widerschein eines widerscheins, düster beschinen und jeder welle nachirrend. Da machte die sensucht nach der alten geliebten erde Mariens zarte sele weicher und sie sagte mit schimmernden augen: „o son, mein herz schmachtet weinend nach meinen teuern menschen — ziehe die erde herauf, damit ich den geliebten geschwistern wider nah in das auge blicken kann; ach ich werde weinen, wenn ich lebendige sehe.“

Christus sagte: „die erde ist ein traum voll träume; du musst entschlafen, damit dir die träume erscheinen können.“

Maria antwortete: „ich will gern entschlafen, damit ich die menschen träume.“ — Christus sagte: „was soll dir der traum zeigen?“

„O, die liebe der menschen zeig er mir, geliebter, wenn sie sich widerfinden nach einer schmerzlichen trennung“ — — und indem sie es sagte, stand der todesengel hinter ir und sie sank mit zufallenden augen an seine kalte brust zurück — und die kleine erde stig erschüttert herauf, aber sie wurde kleiner und bleicher, je näher sie kam.

Der wolkenhimmel der erde spaltete sich und der zerrissene nebel entblößte die kleine nacht auf ir; denn aus einem stummen bache schimmerten einige sterne der zweiten welt zurück, die kinder schliefen sanft auf der zitternden erde und lächelten alle, weil inen im schlummer Maria in mütterlicher gestalt erschin. — — Aber in diser nacht stand eine unglückliche — in irer brust waren keine klagen mer, nur noch seufzer — und ihr auge hatte alles verloren, sogar die trähnen. Du arme! blicke nicht nach abend an das überflorte trauerhaus, — blicke nie mer nach morgen auf den gottesacker an das totenhaus! Wende nur heute dein geschwollenes auge ab vom totenhause, wo dich die schöne leiche

zerrüttet, die unverschlossen im nachtwind steht, damit sie früher erwache als im grabe! — Aber nein, beraubte, blicke nur hin auf deinen geliebten, eh er zerfällt, und fülle dich mit dem ewigen schmerz. . . . Da jetzt ein echo im gottesacker zu reden anfing, das die sanften klaggesänge des trauerhauses nachstammelte: o, da riss dises gedämpfte nachsingen, wie von toten, das ganze herz der gebeugten auseinander und alle unzäligen trähnen flossen wider durch das wunde auge und sie rief außer sich: „rufst du mich, du stummer, mit deinem kalten munde? O geliebter, redest du noch einmal deine verlassene an? — Ach sprich, nur zum letztenmale, nur heute! . . . Nein, drüben ists ganz stumm — nur die gräber tönen noch — aber die armen überdeckten ligen taub darunter und die zerbrochne brust gibt keinen ton.“

Aber wie schauderte sie, als das trauerlied aufhörte und der nachhall der gräber allein fortsprach! — Und ir leben wankte, als das echo näher ging, als ein toter aus der nacht trat und die bleiche hand ausstreckte und ire nam und sagte: „warum weinest du, geliebte! wo waren wir so lange? — Mir träumte, ich hätte dich verloren.“ — Und sie hatten sich nicht verloren. — Aus Mariens geschlossenem auge drang eine freudenträhne und eh ir son den tropfen weggenommen, war die erde wider zurückgesunken mit den beiden neuen beglückten.

Auf einmal stig ein funke aus der erde herauf und eine fliegende sele zitterte vor der zweiten welt, als ob sie zögere hinaufzugehen. Christus hob die entfallene erdkugel wider auf und das körpergewebe, aus dem die sele geflogen war, lag noch mit allen wundenmalen eines zu langen lebens auf der erde. Neben dem gefallenen laube des geistes stand ein greis, der die leiche anredete: „Ich bin so alt wie du; warum soll ich denn erst nach dir sterben, du treues, gutes weib? Jeden morgen, jeden abend werd ich nachrechnen, wie tief dein grab, wie tief deine gestalt eingefallen ist, ehe meine neben dich sinkt . . . O! wie bin ich allein! Jetzo hört mich nichts mer; und sie nicht; — aber morgen will ich ir und iren treuen händen und iren grauen haren mit einem solchen schmerz nachsehen, dass er mein schwaches

leben schließt. — — O du allgütiger, schließ es lieber heute, one den großen schmerz!" — — Warum legt sich noch im alter, wo der mensch schon so gebückt und müde ist, noch auf den untersten stufen der gruft das gespenst des kummers so schwer auf in und drückt das haupt, in welchem schon alle jare ire dornen gelassen haben, mit einem neuen schauder hinunter?

Aber Christus schickte den todesengel mit der kalten hand nicht: sondern blickte selber den verlassenen greis, der so nahe an im war, mit einer solchen lächelnden sonnenwärme in das herz, dass sich die reife frucht ablösete — und wie eine flamme brach sein geist aus dem geöffneten herzen — und begegnete über der zweiten welt seiner geliebten sele — und in stillen alten umfassungen zitterten beide verknüpft ins elysium nider, wo sich keine endigt. — — Maria reichte inen liebend die beiden hände und sagte traum- und freudetrunken: „Selige! nun bleibt ir beisammen."

Ueber die arme erde bäumte sich jetzt eine rote dampfsäule und umklammerte sie und verhüllte ein lautes schlachtfeld. Endlich quoll der rauch auseinander über zwei blutige menschen, die einander in den verwundeten armen lagen. Es waren zwei erhabne freunde, die einander alles aufgeopfert hatten und sich zuerst, aber ir vaterland nicht. „Lege deine wunde an meine, geliebter! — Nun können wir uns wider versönen; du hast ja mich dem vaterlande geopfert und ich dich. — Gib mir dein herz wider, eh es sich verblutet. — Ach, wir können nur mit einander sterben!" — Und jeder gab sein wundes herz dem andern hin — aber der tod wich vor irem glanze zurück, und der eisberg, womit er den menschen erdrückt, zerfloss auf iren warmen herzen; die erde behielt zwei menschen, die über sie als berge aufstigen, und ir ströme und arzneien und hohe aussichten geben, und denen die nidrige erde nichts zuschickt, als — wolken.

Maria winkte träumend irem sone, weil nur er solche herzen fassen, tragen und beschirmen könne.

— Aber warum lächelst du auf einmal so selig, wie eine freudige mutter, Maria? — Etwan, weil deine liebe erde, immer höher aufgezogen, mit iren frühlingsblumen über das ufer der

zweiten welt herein wanket? — weil ligende nachtigallen sich mit heißbrütenden herzen auf küle auen drücken? — weil die sturmwolken zu regenbogen aufblühen? — weil deine unvergessliche erde so glücklich ist, im putze des frühlings, im glanze seiner blumen, im freudengeschrei seiner sänger? — Nein, darum allein nicht; du lächelst so selig, weil du eine mutter sihst und ir kind. Ist es nicht eine mutter, die jetzo sich bückt und die arme weit aufschließet und mit entzückter stimme ruft: „mein kind, komm wider an mein herz!“? — Ist es nicht ir kind, das unschuldig im brausenden tempel des frühlings neben seinem lerenden genius steht, und das der lächelnden gestalt zuläuft, und das so früh beglückt und an das warme herz voll mutterliebe gezogen, ire laute nicht versteht: „Du gutes kind, wie freust du mich! Bist du denn glücklich? liebst du mich denn? O sih mich an, du teurer, nnd lächle immerfort!“ . . .

Maria wurde von der schönen entzückung aufgeweckt und sie fiel sanft erbebend um iren eignen son und sagte weinend: „ach, nur eine mutter kann lieben, nur eine mutter“ — und die erde sank mit der mutter, die am herzen des kindes blib, wider in den irdischen äther hinab . . .

Und auch mich erweckte die entzückung: aber nichts war verschwunden als das gewitter: denn die mutter, die im traume das kindliche herz an ires gedrückt, lag noch auf der erde in der schönen umarmung — und sie liset disen traum und verzeiht villeicht dem träumer die warheit.

---

43. Karl Wilh. von Humboldt, 1767—1835.

Aus: Rom.

Großes ewig muss der mensch erzeugen,
weil zum himmel auf sein wesen strebt!
doch das große muss der zeit sich beugen,
der im busen wider größres webt,
schlingen so sich hin ein götterreigen,
in dem schönes schöneres belebt.

Nur ein leben aus dem tod entfalten
ist der menschheit schmerzumwölktes walten.
Der des menschen busen heiß durchglühe
hält die welten auch im ewgen gleis,
und die funken, die er flammend sprühet,
fasset keiner ewigkeiten kreis.
Neues auch aus seinem schoß erblühet,
one dass er anungsvoll es weiß.
Er auch kennt nur ewig neu entwinden,
ringt, im größern wider sich zu finden.
Denn das neue doch ist heimisch wider,
stammt aus gleich verborgnem urquell her.
Drum, wer lenken will des geists gefider
um der erde rand, der sterne her,
steige nur zum eignen busen nider:
schwelle, wie der ströme flut das mer,
in mit aller schöpfung reichem leben,
so um Einen lichten punkt zu schweben.
Denn ein abglanz göttlicher gedanken,
reißet, teilend keines irdschen los
aus der alltagsbilder irrem wanken
plötzlich, still verklärt, gestalt sich los,
Größe, die nicht wankel kennt noch schranken,
ruht in irer züge tiefem schoß;
was dem geist entflieht, als reine warheit,
stralt aus ir in froher sinnenklarheit.
So erwuchsen durch der gottheit segen
dise hügel aus der Horen tanz;
was die brust kann großes je bewegen,
hängt an irer gipfel heitrem glanz,
um die sich der menschheit lose legen,
wie um heldenstirn ein lorberkranz.
Welcher laut hat menschlich je geschallet,
den die vorzeit hier nicht widerhallet?

44. Aug. Wilhelm von Schlegel, 1767—1845.

Glaube.

Wohin flohst du, selger glaube,
aus der menschen sinn und mut?
Wurdest schnödem spott zum raube,
one ruhstatt irrt die taube
ob der großen sündenflut.

Du, o glaub an reine liebe,
die das herz in fülle närt,
die, wenn keine jugend blibe,
keine schönheit, innge tribe
bis zum letzten hauch gewärt!

Glaub an eines freundes treue,
welcher mit uns steht und fällt,
welcher one scheu und reue,
wie auch leumund in bedräue,
uns bekennt vor aller welt!

Glaub an die gewalt der ere,
alles tuns geleit und hort,
dass kein schwur sich je verkere,
felsenfest die bidre lere
immer steh: ein mann, ein wort!

Glaub an unsres volkes weise,
an ein heimisch vaterland,
wo im schlichten alten kreise
jeder still beharrt und weise
fremde list und sitten bannt!

Glaub an kunde von den hohen
taten küner alter zeit,
an die worte der heroen,
deren geist der welt entflohen,
deren namen sie entweiht!

Glaub an herer freiheit dauer,
auf gesetz erbaut und recht,

schirmend in der bundesmauer
könig, ritter, bürger, bauer,
all ein brüderlich geschlecht!
Glaub an milder vorsicht wache,
wie es sei um uns bestellt;
dass Er denk an unsre sache,
dem kein sperling fällt vom dache,
gleich wie er das ganze hält!
Glaub an jenes licht von oben,
das so glorreich widerstralt,
und am vorhang, blau gewoben
vor dem heiligsten da droben,
ewger warheit bilder malt!
Glaub an aller liebe bronnen,
der die gottheit selbst ergoss,
in des opfers glut zerronnen,
welches, sünend, fridenswonnen
und der wesen heil erschloss! —
Was die händ und augen greifen,
ist ein trüglich eitles gut.
Wie die klugen sinn auch schweifen,
niemals wird ein segen reifen,
strebet höher nicht der mut.
Vor dem glauben berge schwanden,
glaube macht die schwachen stark.
Ja, aus erd= und todesbanden
ist der gläubge schon erstanden:
glaub ist unsres lebens mark.
Komm denn, himmlisches vertrauen,
komm zurück in meine brust!
wolle linde mich betauen,
wie die winterlichen auen,
linde luft und frühlingslust.
Scheuche du das trübe zagen!
Was verschuldet ich so schwer,

dass ich nie mich soll entschlagen
der gedanken und der fragen,
die sich streiten hin und her?
Zwar ich habe mit den blinden
falscher weisheit auch gefrönt,
doch gesucht, den weg zu finden
aus des irrtums labyrinthen,
und das edle nie gehönt.
Kann gehorsam dich erwerben,
gibst du dich der einfalt kund:
sih in demut mich ersterben,
sih die wehmut mich entfärben,
tu mir auf der geister bund!
O, wie hat mich oft erhoben,
was du halb mir nur enthüllst!
Lass mich deine kraft erproben;
jubeln will ich, und Gott loben,
wenn du ganz die sele füllst.
O, dann soll der boden schwanken,
ob die hölle scheinbar sigt,
will als reb ich one wanken
auf am lebensbaum mich ranken,
welcher keinem bliz erligt.

45. Friedrich Schleiermacher, 1768—1834.

(Aus den Monologen.) Jugend und Alter.

Wie der uren schlag mir die stunden, der sonne lauf mir die jare zuzält, so leb ich, ich weiß es, immer näher dem tode entgegen. Aber dem alter auch? dem schwachen stumpferen alter auch, worüber alle so bitter klagen, wenn unvermerkt inen verschwunden ist die lust der frohen jugend, und der innern gesundheit und fülle übermütiges gefül? Warum lassen sie verschwinden die goldene zeit, und beugen dem selbstgewälten joch seufzend den

nacken? Auch ich glaubte schon einst, dass nicht länger dem manne gezimten die rechte der jugend; leiser und bedächtig wollte ich einhergehn und durch der entsagung weisen entschluss mich bereiten zur trüberen zeit. Aber es wollten nicht dem geist die engeren grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkümmerten nüchternen lebens. Da kerte auf den ersten ruf die freundliche jugend zurück, und hält mich immer seitdem umfasst mit schützenden armen. Jetzt, wenn ich wüsste, dass sie mir entflöhe, wie die zeiten entfliehen, ich stürzte mich lieber bald dem tode freiwillig entgegen, damit nicht die furcht vor dem sichern übel mir jegliches gute bitter vergälle, bis ich mir endlich doch durch unfähiges dasein ein schlechteres ende verdient.

Doch ich weiß, dass es nicht also sein kann: denn es soll nicht. Wie? das geistige leben, das freie, das ungemessne müsste mir eher verrinnen als das irdische, welches beim ersten schlage des herzens schon die keime des todes enthielt? Nicht immer sollte mir mit der vollen gewonten kraft aufs schöne gerichtet die phantasie sein? nicht immer so leicht der heitere sinn, und so rasch zum guten bewegt und liebevoll das gemüt? Bange sollt ich horchen den wellen der zeit, und sehen müssen, wie sie mich abschliffen und aushölten, bis ich endlich zerfiele? Sprich doch herz, wie vile male dürft ich bis das alles käme noch zälen die zeit, die mir jetzt eben verging bei dem jammergedanken? Gleich wenig wären mir, wenn ichs abzälen könnte, tausende oder eins. Dass du ein tor wärest zu weissagen aus der zeit auf die kraft des geistes, dessen maß jene nimmer sein kann! Durchwandeln doch die gestirne nicht in gleicher zeit dasselbe von irer ban, sondern ein höheres maß musst du suchen, um iren lauf zu verstehen: und der geist sollte dürftigeren gesetzen folgen als sie? Auch folgt er nicht. Frühe sucht manchen das alter heim, das mürrische dürftige hoffnungslose, und ein feindlicher geist bricht im ab die blüte der jugend, wenn sie kaum sich aufgetan; lange bleibt andern der mut, und das weiße haupt heben noch und schmücken feuer des auges und des mundes freundliches lächeln. Warum soll ich nicht länger noch, als der am längsten dastand in der fülle des

lebens, mir im glücklichen kampf abweren den verborgenen tod? Warum nicht, one die jare zu zälen und des körpers verwittern zu sehen, durch des willens kraft festhalten bis an den letzten atemzug die geliebte göttin der jugend? Was denn soll disen unterschid machen, wenn es der wille nicht ist? Hat etwa der geist sein bestimmtes maß und größe, dass er sich ausgeben kann und erschöpfen? Nutzt sich ab seine kraft durch die tat, und verliert etwas bei jeder bewegung? Die des lebens sich lange freuen, sind es nur die geizigen, welche wenig gehandelt haben? dann träfe schande und verachtung jedes frohe und frische alter: denn verachtung verdient, wer geiz übt in der jugend.

Wäre so des menschen los und maß: dann möcht ich lieber zusammendrängen, was der geist vermag, in engen raum; kurz möcht ich leben um jung zu sein und frisch, so lange es wärt! Was hilfts die stralen des lichts dünn ausgießen über die große fläche? es offenbart sich nicht die kraft und richtet nichts aus. Was hilft haushalten mit dem handeln, und ausdenen in die länge, wenn du schwächen musst den innern gehalt, wenn doch am ende dess nicht mer ist, was du gehabt hast? Lieber gespendet in wenig jaren das leben in glänzender verschwendung, dass du dich freuen könnest deiner kraft, und übersehen was du gewesen bist. Aber es ist nicht so unser los und maß; es vermag nicht solch irdisch gesetz unter seine formeln zu bannen den geist. Woran sollte sich brechen seine gewalt? was verliert er von seinem wesen, wenn er handelt und sich mitteilt? was gibts, das in verzert? Klarer und reicher fül ich mich jetzt nach jedem handeln, stärker und gesunder: denn bei jeder tat eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen narungsstoffe der menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine gestalt. Ists nur so, weil ich jetzt noch in die höhe des lebens hinaufsteige? wol; aber wann kert sich denn plötzlich um das schöne verhältnis? wann fang ich an durch die tat nicht zu werden sondern zu vergehen? und wie wird sich mir verkünden die große verwandlung? Kommt sie, so muss ich sie erkennen; und erkenne ich sie, so ist mir lieber

der tod, als in langem elend anzuschauen an mir selbst der menschheit nichtiges wesen.

Ein selbstgeschaffnes übel ist das verschwinden des mutes und der kraft; ein leres vorurteil ist das alter, die schnöde frucht von dem trüben wan, dass der geist abhänge vom körper! Aber ich kenne den wan, und es soll mir nicht seine schlechte frucht das gesunde leben vergiften. Bewont denn der geist die faser des fleisches, oder ist er eins mit ir, dass auch er ungelenk zur mumie wird, wenn dise verknöchert? Dem körper bleibe was sein ist. Stumpfen die sinne sich ab, werden schwächer die bilder von den bildern der welt: so muss wol auch stumpfer werden die erinnerung, und schwächer manches wolgefallen und manche lust. Aber ist dis das leben des geistes? dis die jugend, deren ewigkeit ich anbetete? Wie lange wäre ich schon des alters sklave, wenn dis den geist zu schwächen vermöchte! wie lange hätte ich schon der schönen jugend das letzte lebewol zugerufen! Aber was noch nie mich gestört hat im kräftigen leben, soll es auch nimmer vermögen. Wozu denn haben andere neben mir besseren leib und schärfere sinne? werden sie mir nicht immer gewärtig sein zum liebreichen dienste wie jetzt? Dass ich trauren sollte über des leibes verfall, wäre mein letztes! was kümmert er mich? Und welches unglück wird es denn sein, wenn ich nun vergesse was gestern geschah? Sind eines tages kleine begebenheiten meine welt? oder die vorstellungen des einzelnen und wirklichen aus dem engen kreise, den des körpers gegenwart umfasst, die ganze sphäre meines innern lebens? Wer so in nidrigem sinn die höhere bestimmung verkennt, wem die jugend nur lieb war, weil sie dises besser gewärt, der klage mit recht über das elend des alters! Aber wer wagt es zu behaupten, dass auch die kraft und fülle der großen heiligen gedanken, die aus sich selbst der geist erzeugt, abhänge vom körper, und der sinn für die ware welt von der äußern glider gebrauch? Brauch ich um anzuschaun die menschheit das auge, dessen nerve sich jetzt schon abstumpft in der mitte des lebens? Oder muss, auf dass ich lieben könne, die es wert sind, das blut, das jetzt schon langsam fließt, sich in rascherem lauf

drängen durch die engen kanäle? Oder hängt mir des willens kraft an der stärke der muskeln? am mark gewaltiger knochen? oder der mut am gefül der gesundheit? Es betrügt ja doch die es haben; in kleinen winkeln verbirgt sich der tod, und springt auf einmal hervor, und umfasst sie mit spottendem gelächter. Was schadets denn, wenn ich schon weiß, wo er wont? Oder vermag der widerholte schmerz, vermögen die mancherlei leiden niderzudrücken den geist, dass er unfähig wird zu seinem innersten eigensten handeln? Inen widerstehn ist ja auch sein handeln, und auch sie rufen große gedanken zur anwendung hervor ins bewusstsein. Dem geist kann kein übel sein, was sein handeln nur ändert.

Ja ungeschwächt will ich in in die späteren jare bringen, nimmer soll der frische lebensmut mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der wille und lebendig die phantasie, und nichts soll mir entreißen den zauberschlüssel, der die geheimnisvollen tore der höhern welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das feuer der liebe. Ich will nicht sehn die gefürchteten schwächen des alters; kräftige verachtung gelob ich mir gegen jedes ungemach, welches das zil meines daseins nicht trifft, und ewige jugend schwör ich mir selbst.

---

46. **Alexander von Humboldt**, geb. 1769.

Die Lebenskraft oder der rhodische Genius.

Die Syracuser hatten ire poikile wie die Athener. Vorstellungen von göttern und heroen, griechische und italische kunstwerke bekleideten die bunten hallen des porticus. Unablässig sah man das volk dahin strömen: den jungen krieger, um sich an den taten der anherrn, den künstler, um sich an dem pinsel großer meister zu weiden. Unter den zallosen gemälden, welche der emsige fleiß der Syracuser aus dem mutterlande gesammelt hatte, war nur eins, das seit einem vollen jarhunderte die aufmerksamkeit aller vorübergehenden auf sich zog. Wenn es dem olympischen Jupiter, dem städtegründer Cecrops, dem heldenmut des Harmodius

und Aristogiton an bewunderern felte; so stand um jenes bild das volk in dichten rotten gedrängt. Woher dise vorliebe für dasselbe? War es ein gerettetes werk des Apelles, oder stammte es aus der malerschule des Callimachus her? Nein, anmut und grazie stralten zwar aus dem bilde hervor, aber an verschmelzung der farben, an charakter und styl des ganzen durfte es sich mit vilen andern in der poikile nicht messen.

Das volk staunt an und bewundert, was es nicht versteht, und dise art des volks begreift vile klassen unter sich. Seit einem jarhundert war das bild aufgestellt, und unerachtet Syracus in seinen engen mauern mer kunstgenie umfasste als das ganze übrige merumflossene Sicilien, so blib der sinn desselben doch immer unenträtselt. Man wusste nicht einmal bestimmt, in welchem tempel dasselbe ehemals gestanden habe. Denn es ward von einem gestrandeten schiffe gerettet; und nur die waren, welche dises fürte, ließen anden, dass es von Rhodus kam.

An dem vorgrunde des gemäldes sah man jünglinge und mädchen in eine dichte gruppe zusammengedrängt. Sie waren one gewand, wolgebildet, aber nicht von dem schlanken wuchse, den man in den statuen des Praxiteles und Alkamenes bewundert. Der stärkere gliderbau, welcher spuren mühevoller anstrengungen trug, der menschliche ausdruck irer sensucht und ires kummers, alles schin sie des himmlischen oder götteränlichen zu entkleiden und an ire irdische heimat zu fesseln. Ir har war mit laub und feldblumen einfach geschmückt. Verlangend streckten sie die arme gegen einander aus; aber ir ernstes trübes auge war nach einem genius gerichtet, der, von lichtem schimmer umgeben, in irer mitte schwebte. Ein schmetterling saß auf seiner schulter, und in der rechten hielt er eine lodernde fackel empor. Sein gliderbau war kindlich rund, sein blick himmlisch lebhaft. Gebieterisch sah er auf die jünglinge und mädchen zu seinen füßen herab. Mer charakteristisches war an dem gemälde nicht zu unterscheiden. Nur am fuße glaubten einige noch die buchstaben ζ und ς zu bemerken, woraus man (denn die antiquarier waren damals nicht minder kün als jetzt) den namen eines künstlers Zenodorus, also gleich-

namig mit dem späteren colossgießer, ser unglücklich zusammensetzte.

Dem rhodischen genius, so nannte man das rätselhafte bild, felte es indess nicht an auslegern in Syracus. Kunstkenner, besonders die jüngsten, wenn sie von einer flüchtigen reise nach Korinth oder Athen zurückkamen, hätten geglaubt alle ansprüche auf talent verläugnen zu müssen, wenn sie nicht sogleich mit einer neuen erklärung hervorgetreten wären. Einige hielten den genius für den ausdruck geistiger liebe, die den genuss sinnlicher freuden verbietet; andere glaubten, er solle die herschaft der vernunft über die begirden andeuten. Die weiseren schwigen, andeten etwas erhabeneres, und ergötzten sich in der poikile an der einfachen composition der gruppe.

So blib die sache immer unentschiden. Das bild ward mit mannigfachen zusätzen copirt und nach Griechenland gesandt, one dass man auch nur über seinen ursprung je einige aufklärung erhielt. Als einst mit dem frühaufgang der Plejaden die schifffart ins ägäische mer wider eröffnet ward, kamen schiffe aus Rhodus in den hafen von Syracus. Sie enthielten einen schatz von statuen, altären, candelabern und gemälden, welche die kunstliebe der Dionyse in Griechenland hatte sammeln lassen. Unter den gemälden war eins, das man augenblicklich für ein gegenstück zum rhodischen genius erkannte. Es war von gleicher größe und zeigte ein änliches colorit, nur waren die farben besser erhalten. Der genius stand ebenfalls in der mitte, aber one schmetterling, mit gesenktem haupte, die erloschene fackel zur erde gekert. Der kreis der jünglinge und mädchen stürzte in mannigfachen umarmungen gleichsam über im zusammen; ir blick war nicht mer trübe und gehorchend, sondern kündigte den zustand wilder entfesselung, die befridigung lang genärter sensucht an.

Schon suchten die syracusischen altertumsforscher ire vorigen erklärungen vom rhodischen genius umzumodeln, damit sie auch auf dises kunstwerk passten: als der tyrann befehl gab es in das haus des Epicharmus zu tragen. Diser philosoph, aus der schule des Pythagoras, wonte in dem entlegenen teile von Syracus,

den man Tyche nannte. Er besuchte selten den hof der Dionyse: nicht, als hätten nicht ausgezeichnete männer aus allen griechischen pflanzstädten sich um in versammelt, sondern weil solche fürstennähe auch den geistreichsten männern von irem geiste und irer freiheit raubt. Er beschäftigte sich unablässig mit der natur der dinge und iren kräften, mit der entstehung von pflanzen und tieren, mit den harmonischen gesetzen, nach denen weltkörper im großen, und schneflocken und hagelkörner im kleinen sich kugelförmig ballen. Da er überaus bejart war, so ließ er sich täglich in die poikile und von da nach Nasos an den hafen füren, wo im im weiten mere, wie er sagte, sein auge ein bild des unbegrenzten, unendlichen gab, nach dem der geist vergebens strebt. Er ward von dem nideren volke und doch auch von dem tyrannen geert. Disem wich er aus, wie er jenem freudig und oft hülfreich entgegenkam.

Epicharmus lag jetzt entkräftet auf seinem ruhebette, als der befehl des Dionysius im das neue kunstwerk sandte. Man hatte sorge getragen im eine treue copie des rhodischen genius mit zu überbringen, und der philosoph ließ beide nebeneinander vor sich stellen. Sein blick war lange auf sie geheftet, dann rief er seine schüler zusammen und hub mit gerürter stimme an:

„Reißt den vorhang von dem fenster hinweg, dass ich mich noch einmal weide an dem anblick der reichbelebten lebendigen erde! Sechzig jare lang habe ich über die inneren tribräder der natur, über den unterschid der stoffe gesonnen, und erst heute lässt der rhodische genius mich klarer sehen, was ich sonst nur andete. Wenn der unterschid der geschlechter lebendige wesen woltätig und fruchtbar an einander kettet, so wird in der anorganischen natur der rohe stoff von gleichen triben bewegt. Schon im dunklen chaos häufte sich die materie und mid sich, je nachdem freundschaft oder feindschaft sie anzog oder abstieß. Das himmlische feuer folgt den metallen, der magnet dem eisen; das geribene electrum bewegt leichte stoffe; erde mischt sich zur erde; das kochsalz gerinnt aus dem mere zusammen, und die saure feuchte der stypteria wie das wollige harsalz trichitis lie-

ben den ton von Melos. Alles eilt in der unbelebten natur sich zu dem seinen zu gesellen. Kein irdischer stoff (wer wagt es das licht disen beizuzälen?) ist daher irgendwo in einfachheit und reinem, jungfräulichem zustande zu finden. Alles strebt von seinem entstehen an zu neuen verbindungen; und nur die scheidende kunst des menschen kann ungepart darstellen, was Jr vergebens im innern der erde und in dem beweglichen wasser- oder luftoceane sucht. In der toten anorganischen materie ist träge ruhe, so lange die bande der verwandtschaft nicht gelöst werden, so lange ein dritter stoff nicht eindringt um sich den vorigen beizugesellen. Aber auch auf dise störung folgt dann wider unfruchtbare ruhe.

Anders ist die mischung derselben stoffe im tier- und pflanzenkörper. Hier tritt die lebenskraft gebieterisch in ire rechte ein; sie kümmert sich nicht um die demokritische freundschaft und feindschaft der atome; sie vereinigt stoffe, die in der unbelebten natur sich ewig fliehen, und trennt, was in diser sich unaufhaltsam sucht.

Tretet näher um mich her, meine schüler, und erkennet im rhodischen genius, in dem ausdruck seiner jugendlichen stärke, im schmetterling auf seiner schulter, im herscherblick seines auges das symbol der l e b e n s k r a f t, wie sie jeden keim der organischen schöpfung beselt. Die irdischen elemente, zu seinen füßen, streben gleichsam irer eigenen begirde zu folgen und sich mit einander zu mischen. Befehlend droht inen der genius mit aufgehobener, hochlodernder fackel, und zwingt sie, irer alten rechte uneingedenk, seinem gesetze zu folgen.

Betrachtet nun das neue kunstwerk, welches der tyrann mir zur auslegung gesandt; richtet eure augen vom bilde des lebens ab auf das bild des todes. Aufwärts entschwebt ist der schmetterling, ausgelodert die umgekerte fackel, gesenkt das haupt des jünglings. Der geist ist in andere sphären entwichen, die lebenskraft erstorben. Nun reichen sich jünglinge und mädchen fröhlich die hände. Nun treten die irdischen stoffe in ire rechte ein. Der fesseln entbunden, folgen sie wild, nach langer entberung, iren geselligen triben; der tag des todes wird inen ein bräut-

licher tag. — So ging die tote materie, von lebenskraft beselt, durch eine zallose reihe von geschlechtern, und derselbe stoff umhüllte villeicht den göttlichen geist des Pythagoras, in welchem vormals ein dürftiger wurm in augenblicklichem genusse sich seines daseins erfreute.

Geh Polykles! und sage dem tyrannen, was du gehört hast! Und ir, meine lieben, Euryphamos, Lysis und Skopas, tretet näher und näher zu mir! Ich füle, dass die schwache lebenskraft auch in mir den irdischen stoff nicht lange mer beherschen wird. Er fordert seine freiheit wider. Fürt mich noch einmal in die poikile und von da ans offene gestade. Bald werdet ir meine asche sammeln!"

47. Joh. Chr. Fr. Hölderlin, 1770—1843.

Lebensgenuss.

Noch kert in mich der süße frühling wider,
noch altert nicht mein kindisch fröhlich herz,
noch rinnt vom auge mir der tau der liebe nider,
noch lebt in mir der hoffnung lust und schmerz.

Noch tröstet mich mit süßer augenweide
der blaue himmel und die grüne flur,
noch reicht die göttliche den taumelkelch der freude,
die jugendliche, freundliche natur.

Getrost! es ist der schmerzen wert das leben,
so lang uns armen Gottes sonne scheint,
und bilder bessrer zeit um unsre sele schweben,
und ach! um uns ein treues auge weint.

48. Fr. von Schlegel, 1772—1829.

Deutscher Sinn.

Froh mit freuden rasch gelebt, herz zu herzen hingestrebt,
von des frühlings lust getränkt, geistes aug in geist versenkt,
ist des Deutschen sitt und art, die noch nie gewandelt ward.
Was in kunst und wissenschaft fremder himmel großes schafft,
ward von im alsbald erkannt, wuchs so mächtger seiner hand.
Eines im verderben bringt: wenn in fremde sitte zwingt;

eins empöret sein gefül: fremder rechte loses spil.
Ewig bleiben die uns fern, er' und freiheit unser stern.

49. Fr. von Hardenberg, Novalis, 1772—1801.

Zueignung.

Du hast in mir den edlen trib erregt
tief ins gemüt der weiten welt zu schauen:
mit deiner hand ergriff mich ein vertrauen,
das sicher mich durch alle stürme trägt.
Mit andungen hast du das kind gepflegt,
und zogst mit im durch fabelhafte auen;
hast, als das urbild zartgesinnter frauen,
des jünglings herz zum höchsten schwung bewegt.
Was fesselt mich an irdische beschwerden?
ist nicht mein herz und leben ewig dein?
und schirmt mich deine liebe nicht auf erden?
Ich darf für dich der edlen kunst mich weihn;
denn du, geliebte, willst die muse werden,
und stiller schutzgeist meiner dichtung sein.

50. Ludwig Tiek, 1773—1853.

Zuversicht.

Wolauf, es ruft der sonnenschein hinaus in Gottes freie welt!
Geht munter in das land hinein und wandelt über berg und feld!
Es bleibt der strom nicht ruhig stehn, gar lustig rauscht er fort:
hörst du des windes muntres wehn? er braust von ort zu ort.
Es reist der mond wol hin und her, die sonne ab und auf,
guckt übern berg und geht ins mer, nie matt in irem lauf.
Und, mensch, du sitzest stets daheim und senst dich nach der fern:
sei frisch und wandle durch den hain und sih die fremde gern.
Wer weiß, wo dir dein glücke blüht, so geh und such es nur;
der abend kommt, der morgen flieht, betrete bald die spur.
Laſs sorgen sein und bangigkeit, ist doch der himmel blau,
und wechselt freude stets mit leid; dem glücke nur vertrau.
So weit dich schließt der himmel ein, gerät der liebe frucht,
und jedes herz wird glücklich sein und finden was es sucht.

51. H. von Kleist, 1776—1811.

Kriegslied der Deutschen.

Zottelbär und panthertier hat der pfeil bezwungen
nur für geld, im bratspalier, zeigt man noch die jungen.
Auf den wolf, so vil ich weiß, ist ein preis gesetzet,
wo er immer hungerheiß geht, wird er gehetzet.
Reineke der fuchs der sitzt lichtscheu in der erden
und verzert was er stipitzt, one fett zu werden.
Ar und geier nisten nur auf der felsen rücken,
wo kein sterblicher die spur in den sand mag drücken.
Schlangen siht man gar nicht mer, ottern und dergleichen
und der drachen greuelher mit geschwollnen bäuchen.
Nur der Franzmann zeigt sich noch in dem deutschen reiche;
brüder, nemt die büchse doch, dass er gleichfalls weiche!

52. Ad. von Chamisso, 1787—1838.

Das Schloss Boncourt.

Ich träum als kind mich zurücke und schüttle mein greises haupt;
wie sucht ir mich heim, ir bilder, die lang ich vergessen geglaubt?
Hoch ragt aus schattgen gehegen ein schimmerndes schloss hervor,
ich kenne die türme, die zinnen, die steinerne brücke, das tor.
Es schauen vom wappenschilde die löwen so traulich mich an,
ich grüße die alten bekannten, und eile den burghof hinan.
Dort ligt die sphinx am brunnen, dort grünt der feigenbaum,
dort, hinter disen fenstern, verträumt ich den ersten traum.
Ich tret in die burgcapelle, und suche des anherrn grab,
dort ists, dort hängt vom pfeiler das alte gewaffen herab.
Noch lesen umflort die augen die züge der inschrift nicht,
wie hell durch die bunten scheiben das licht darüber auch bricht.
So stehst du, o schloss meiner väter, mir treu und fest in dem sinn,
und bist von der erde verschwunden, der pflug geht über dich hin.
Sei fruchtbar, o teurer boden, ich segne dich mild und gerürt,
und segn in zwifach, wer immer den pflug nun über dich fürt.
Ich aber will auf mich raffen, mein saitenspil in der hand,
die weiten der erde durchschweifen, und singen von land zu land.

53. Jacob und Wilhelm Grimm.

Die Sterntaler.

Es war ein kleines mädchen, dem war vater und mutter gestorben, und es war so arm, dass es kein kämmerchen mer hatte, darin zu wonen, und kein bettchen mer darin zu schlafen, und endlich gar nichts mer als die kleider auf dem leib und ein stückchen brod in der hand, das im ein mitleidiges herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller welt verlassen war, ging es im vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins feld. Da begegnete im ein armer mann, der sprach „ach gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig.“ Es reichte im das ganze stückchen brod und sagte „Gott segne dirs“, und ging weiter. Da kam ein kind, das jammerte und sprach „es friert mich so an meinem kopfe, schenk mir etwas, womit ich mich bedecken kann.“ Da tat es seine mütze ab und gab sie im. Und als es noch eine weile gegangen war, kam wider ein kind, und hatte kein leibchen an und fror: da gab es im seins: und noch weiter, da bat eins um ein röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein hemdlein, und das fromme mädchen dachte: es ist dunkle nacht, da siht dich niemand, du kannst wol dein hemd weggeben, und zog sein hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mer hatte, fielen auf einmal die sterne vom himmel und waren lauter harte blanke taler: und statt des verschenkten hemdleins hatte es ein neues an, das war vom allerfeinsten linnen. Da sammelte es sich die taler hinein, und war reich für sein lebtag.

---

54. L. Uhland, geb. 1787.

Sigfrids Schwert.

Jung Sigfrid war ein stolzer knab,
ging von des vaters burg herab,
wollt rasten nicht in vaters haus,
wollt wandern in alle welt hinaus.
Begegnet im manch ritter wert

mit festem schild und breitem schwert;
Sigfrid nur einen stecken trug,
das war im bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern wald,
kam er zu einer schmide bald;
da sah er eisen und stahl genug
ein lustig feuer flammen schlug.
„O meister, liebster meister mein,
lass du mich deinen gesellen sein,
und ler du mich mit fleiß und acht,
wie man die guten schwerter macht.“
Sigfrid den hammer wol schwingen kunnt,
er schlug den amboss in den grund,
er schlug, dass weit der wald erklang,
und alles eisen in stücke sprang.
Und von der letzten eisenstang
macht er ein schwert, so breit und lang.
„Nun hab ich geschmidet ein gutes schwert,
nun bin ich wie andere ritter wert;
nun schlag ich wie ein andrer held
die risen und drachen in wald und feld.“

55. Fr. Rückert, geb. 1789.

(Aus dem Liebesfrühling.)

Die liebe sprach: in der geliebten blicke
musst du den himmel suchen, nicht die erde,
dass sich die bessre kraft daran erquicke,
und dir das sternbild nicht zum irrlicht werde.

Die liebe sprach: in der geliebten auge
musst du das licht dir suchen, nicht das feuer,
dass dirs zur lamp in dunkler klause tauge,
nicht dir verzere deines lebens scheuer.

Die liebe sprach: in der geliebten wonne
musst du die flügel suchen, nicht die fesseln,
dass sie dich aufwärts tragen zu der sonne,
nicht niderziehn zu rosen und zu nesseln.

56. W. Müller, 1794—1827.

Die Mainottin.

Ich habe siben söne aus meiner brust gesäugt,
ich habe siben sönen das heilge schwert gereicht,
das schwert für unsern glauben, für freiheit, er' und recht —
heil mir, von meinen sönen, ist keiner mer ein knecht!
Sie sind zur schlacht gezogen mit freudig wildem mut —
heil mir, in iren adern fließt noch spartanisch blut!
Und als sie von mir schieden, das herz ward mir nicht schwer,
ich sprach: frei kert ir wider, frei oder nimmermer!
Ir mütter der Mainotten, kommt, lasst uns suchen gehn,
ob nicht von Spartas trümmern wir eine spur erspähn;
da wolln wir steine sammeln, für unsre hand gerecht,
mit hartem gruß zu grüßen den ersten feigen knecht,
der one blut und wunde besigt nach hause kert,
und keinen kranz gewonnen für seiner mutter herd!

---

57. A. v. Platen, 1796—1835.

(Aus dem romantischen Oedipus.)

Seit ältester zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden umschwung,
in verjüngter gestalt aufstrebte die welt, klang auch ein germanisches lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener gesang, den einst des Arminius herschar
anstimmend gejauchzt in des sigs festschritt, auf römischen gräbern getanzt in;
doch blib von der zeit des gewaltigen Karls wol noch ein gewaltiges lied euch,
ein gewaltiges lied von der mächtigen frau, die erst als zarteste jungfrau
dasteht, und verschämt, voll schüchterner huld, dem erhabenen helden die hand reicht,
bis dann sie zuletzt, durchs leben gestählt, durch glühende rache gehärtet,

graunvoll auftritt, in den händen ein schwert und das haupt des
enthaupteten bruders.
Auch lispelt um euch der melodische hauch aus späteren tagen des
rums noch,
als mächtigen gangs zu des heilands gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
an den höfen erscholl der gesang damals aus fürstlichem mund,
und der kaiser,
dem als mitgift die gestade Homers darbrachte die tochter des
Normanns,
sang lieblichen ton! Kaum aber erlosch sein stamm in dem herrlichen knaben,
der, unter dem beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer untat,
schwig auch der gesang, und die göttliche kunst fiel unter die meister des handwerks.
Spät wider erhub sich die heilige kraft, als neue befruchtende
regung
weit über die welt, von Deutschlands gaun, der begeisterte sächsische mönch trug;
doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger kriege verderbnis
das entvölkerte reich, jarhunderte lang, preisgab der unendlichen
rohheit;
weil wechsel des lauts erst hemmte das lied, da der bibelentfaltende Luther
durch männlichern ton auf immer vertrib die melodische rheinische
mundart.
Doch sollte das wort um so reicher erblühn, und es lerte zugleich
es Melanchthon
den gedigenen klang, den einst anschlug die beglücktere muse von
Hellas,
und so reifte heran die germanische kunst, um entgegenzugehn der
vollendung!
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachamende fessel
und seufzte,
bis Klopstock naht und die welt fortreißt in erhabener odenbeflüglung,

und das maß herstellt, und die sprache beselt, und befreit von der gallischen knechtschaft,
zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht jedwedem genießbar;
doch im folgt bald das gefällige nach und das schöne mit Goethischer sanftheit.
Manch großes talent trat später hervor, und entfaltete himmlischen reichtum;
doch keiner erschin, in der kunst fortschritt, dem unsterblichen pare vergleichbar:
keusch lent Klopstock an den lilienstab und um Goethes erleuchtete stirne
glühn rosen im kranz!

---

58. H. Heine, geb. 1799.

Schmerz im Mai.

Gekommen ist der Maie, die blumen und bäume blühn,
und durch die himmelsbläue die rosigen wolken ziehn.
Die nachtigallen singen herab aus der laubigen höh,
die weißen lämmer springen im weichen grünen kle.
Ich kann nicht singen und springen, ich lige krank im gras;
ich höre fernes klingen, mir träumt, ich weiß nicht was.

---

59. Nic. Lenau (von Strehlenau), geb. 1802.

An den Tod.

Wenns mir einst im herzen modert
wenn der dichtkunst küne flammen
und der liebe brand verlodert,
tod, dann brich den leib zusammen!
Brich in schnell, nicht langsam wüle,
deinen sänger lafs entschweben,
düngen nicht das feld dem leben
mit der asche der gefüle.

---

60. A. A. Graf v. Auersperg (A. Grün), geb. 1806.

Merfart.

Wie so rein des himmels bläue über meinem haupte glänzt,
fest und licht wie ewge treue, wandellos und unbegrenzt!
Gleich dem ewgen friden schimmert ruhig klar und grün das mer,
wie die heilge liebe flimmert hell die sonne drüberher.
Frei und leicht auf freien wogen zog das schiff die ebne ban,
stolz die weißen segel flogen wie der freiheit sigesfan.
Sonne, mer und himmelsbläue, nichts ums schiff sonst ringsumher!
liebe, freiheit, frid und treue! ei was willst du denn noch mer? —
Ach wenn nur der wind vom lande mir ein grünes blatt allein,
eine blüte nur vom strande wehte in das schiff hinein!

61. E. Geibel, geb. 1815.

Die Hoffnung.

Und dräut der winter nochsoser mit trotzigen geberden
und streut er schne und eis umher, es muſs doch frühling werden.
Und drängen die nebel noch so dicht sich vor den blick der sonne,
sie wecket doch mit irem blick einmal die welt zur wonne.
Blast nur, ir stürme, blast mit macht, mir soll darob nicht bangen,
auf leisen solen übernacht kommt doch der lenz gegangen.
Da wacht die erde grünend auf, weiß nicht wie ir geschehen,
und lacht in den sonnigen himmel hinauf und möcht vor lust vergehen.
Sie flicht sich blühende kränze ins har und schmückt sich mit rosen und ähren,
und lässt die brünnlein riseln klar, als wären es freudenzähren.
Drum still! und wie es frieren mag, o herz, gib dich zufriden;
es ist ein großer maientag der ganzen welt beschiden.
Und wenn dir oft auch bangt und graut, als sei die höll auf erden,
nur unverzagt auf Gott vertraut, es muſs doch frühling werden.

Druck für Duncker & Weidling in Berlin,
F. Weidling.